2

Historische und politische Aufsätze

von

Dr. Hans Delbrück,
Professor der Geschichte an der Universität Berlin.

III. Abtheilung:

General von Clausewitz.
Ueber den Unterschied der Strategie Friedrichs und Napoleons.
Prinz Friedrich Karl.
Der preußische Offizierstand.
Ueber die Bedeutung der Erfindungen in der Geschichte.

Berlin.
Verlag von Walther & Apolant.
1886.

General von Clausewitz.

Eine der großen Albernheiten, welche unser an dieser Art Verirrungen nur zu reiches Jahrhundert hervorgebracht hat — leider scheint es ja ein unverbrüchliches Gesetz, daß die Bildung in demselben Grade, wie sie sich verbreitet, sich auch verflacht — ist der Spruch: Der Schulmeister hat die Schlacht bei Königgrätz gewonnen. Selten ist es aber auch dem menschlichen Witz gelungen, so schön die Thorheit in Weisheit zu verkehren, als es geschah durch die Wendung, die ein preußischer General jenem Spruche gegeben hat mit dem Zusatz: „jawohl! dieser Schulmeister hieß Clausewitz.“

An eben diesen Mann, an Clausewitz schrieb im Jahre 1823, als auf Scharnhorsts Grab ein Denkmal errichtet wurde, Gneisenau: „Sie waren sein Johannes, ich nur sein Petrus, doch bin ich ihm nie ungetreu geworden wie jener seinem Meister.“

Den Mann, von dem so Großes gesagt werden durfte, diesen wahren Schulmeister von Königgrätz, diesen Johannes Scharnhorsts, will ich versuchen, hier in einigen Umrissen zu zeichnen.*)

---

*) Der Aufsatz ist zuerst erschienen in der Zeitschrift für Preußische Geschichte, 15. Jahrgang. (1878). Heft 3 und 4. Seite 217 ff. im Anschluß an das Buch „Leben des Generals Carl v. Clausewitz und der Frau Marie v. Clausewitz geb. Gräfin v. Brühl.“ Von Karl Schwartz. 2 Bän-

Die Clausewitz sind eigentlich eine Theologenfamilie. Sie stammen von einem oberschlesischen Adelsgeschlechte ab, aber der Urgroßvater und Großvater Carls v. Clausewitz waren, wie mehrere ihrer Nachkommen, Pastoren und Professoren in Halle und Leipzig und den benachbarten Ortschaften. Sie bedienten sich des Adelstitels nicht. Der Vater Carls v. Clausewitz gelangte dadurch in die militärische Carriere, daß seine Mutter in zweiter Ehe einen preußischen Major heirathete. Er machte als Lieutenant den siebenjährigen Krieg mit, wurde schwer verwundet und erhielt eine Civilanstellung als königlicher Accise-Einnehmer in Burg bei Magdeburg.

Hier wurde, als der jüngste von vier Brüdern, Carl v. Clausewitz am 1. Juni 1780 geboren. Bis zu seinem zwölften Jahre besuchte er die dortige Stadtschule, dann trat er, in militärischen Traditionen aufgewachsen und von ihnen erfüllt, als Junker in das Regiment „Prinz Ferdinand“, welches in Potsdam in Garnison stand. Als Dreizehnjähriger machte er den Feldzug am Rhein, namentlich die Belagerung von Mainz mit und avancierte zum Offizier. Nach Abschluß des Baseler Friedens kam das Regiment nach Neu-Ruppin in Garnison und Clausewitz hatte jetzt Muße, neben dem Dienst in angestrengtem Fleiß seiner eigenen Bildung zu leben. Im Jahre 1801 gelang es ihm, die Prüfung für die Aufnahme in die allgemeine Kriegsschule in Berlin zu bestehen, deren Leitung soeben Scharnhorst übernommen hatte. So groß des jungen Clausewitz Freude war über diese Wendung, so tief war seine Niedergeschlagenheit, als er bemerken mußte, daß er trotz der bestandenen Prüfung nicht im Stande sei, den Vorlesungen, die an der Kriegsschule gehalten wurden, zu folgen. Denn die Stadtschule hatte den späteren

---

de. Berlin, Ferd. Dümmler, 1878. Den Ansprüchen einer Biographie genügt dieses Buch nicht; sein Hauptwerth besteht in den von Clausewitz selbst herrührenden Stücken, namentlich höchst interessanten Briefen aus den Jahren 1806—1809, 1812—15 und 1831.

Die speciell die Kritik des Schwartz'schen Buches enthaltenden Absätze des ursprünglichen Aufsatzes sind hier fortgelassen; dafür ist er an anderen Stellen erheblich erweitert.

klassischen Meister unserer Sprache nur bis zu den Anfangsgründen des Lateinischen gebracht und die Mittel der Fortbildung in Neu-Ruppin waren nur sehr mangelhaft gewesen.

In dieser Noth wurde Scharnhorst Clausewitz' Retter und, wie dieser ihn später nannte, der Vater seines Geistes. Unter Scharnhorsts Anleitung überwand Clausewitz alle Schwierigkeiten und kam so weit, neben den Vorlesungen der Kriegsschule auch andere, namentlich die philosophischen Vorlesungen des Kantianers Kiesewetter, zu hören.

1806 war er bei Jena Adjutant des Prinzen August und theilte dessen Gefangenschaft in Frankreich.

Nach seiner Rückkehr arbeitete Clausewitz im Allgemeinen Kriegsdepartement unter Scharnhorst. Dezember 1810 verheirathete er sich mit der Gräfin Marie Brühl, einer Enkelin des ehemaligen sächsischen Ministers Brühl. Aber schon April 1812 riß er sich los von dem geliebten jungen Weibe, verließ den preußischen Dienst und die heimische Erde und ging nach Rußland, um, da der eigene König es nicht gestattete, in fremdem Dienst gegen die Unterdrücker seines Landes zu fechten. In verschiedenen Stellungen machte er den Krieg mit; namentlich war er persönlich bei Borodino und an der Beresina gegenwärtig Am Schluß des Jahres nahm er Theil an den Unterhandlungen, die zu Yorcks Konvention von Tauroggen führten. Da sein Wunsch, jetzt wieder in preußische Dienste zurückzutreten, von dem König, der kein Verständniß und keine Nachempfindung hatte für die Gesinnung, welche um ihm wahrhaft zu dienen, ihn verlassen konnte, abgelehnt wurde, so machte Clausewitz die beiden folgenden Feldzüge als Generalstabs-Chef bei der russisch-deutschen Legion unter Wallmoden mit. Nach Abschluß des Friedens wurde diese Truppe in preußische Dienste übernommen und bei Ausbruch des neuen Krieges wurde Clausewitz Generalstabs-Chef bei dem dritten Armeekorps unter General Thielemann und machte in dieser Eigenschaft den Feldzug von 1815 mit.

Von 1815—1818 war Clausewitz Generalstabs-Chef bei dem Kommando des rheinischen Armeekorps in Coblenz, das anfänglich Gneisenau, später Hake hatte.

1818—1830 lebte Clausewitz als Direktor der Allgemeinen Kriegsschule (Kriegs-Akademie) in Berlin. Nach der damaligen Organisation gab ihm diese Stellung jedoch keinen thatsächlichen Einfluß auf das Bildungswesen der Armee und war in Wirklichkeit eine Sinekure, die Clausewitz in keiner Weise befriedigte. Die Offiziere der Allgemeinen Kriegsschule wußten von seiner Bedeutung so wenig, daß er bei ihnen seiner kupfrigen Nase wegen für einen Trinker galt. Einmal war er als preußischer Gesandter in London in Aussicht genommen. Aber die junkerliche Reaktion in Preußen war in ihrer Schamlosigkeit bereits so weit gekommen, mit Gneisenau und Grolman auch ihn demagogischer Gesinnung zu verdächtigen und dadurch die Ernennung zu hintertreiben. So blieb er auf jener inhaltlosen Stellung, und hauptsächlich in dieser Zeit verfaßte er seine Werke, ohne jedoch etwas davon zu veröffentlichen.

Noch als General wurde er von der Infanterie zur Artillerie versetzt, weil es in dieser Waffe an Capacitäten, denen man eine hohe Stellung anvertrauen konnte, fehlte. Als er aber eben eine Artillerie-Inspektion erhalten hatte, brach der polnische Aufstand aus und Preußen bildete an der Grenze eine Observationsarmee unter Gneisenaus Oberbefehl. Dieser erbat sich Clausewitz als Generalstabs-Chef. Während dieses Kommandos starb erst Gneisenau, und am 16. November 1831 auch Clausewitz an der Cholera.

Clausewitz hatte, als er zur Armee abging, seine Werke versiegelt. Seine Frau gab sie heraus.

Sie bestehen in einem unvollendeten theoretischen Werk „Vom Kriege“ und einer Reihe kriegsgeschichtlicher Untersuchungen; von Gustav Adolf anfangend behandeln sie namentlich sehr eingehend die Strategie der Feldzüge Friedrichs und Napoleons. Hierzu sind nun noch einige kleine Abhandlungen gekommen, welche Schwartz dem Nachlaß entnommen und seinem „Leben Clausewitz'“ eingefügt hat; endlich als Grundlage unserer Kenntniß von der Persönlichkeit und dem innern Leben des Helden der Briefwechsel mit seiner Frau und seinem Freunde Gneisenau, ersterer von

Schwartz in dem genannten Buche, letzterer von mir in der großen Ausgabe des Lebens Gneisenaus publiciert.

Voll von großen Momenten erscheint Clausewitz' Leben: die ungeheuersten Krisen von Jena bis Belle-Alliance, die mächtigsten Persönlichkeiten erscheinen darin: dennoch ist die Inhaltsangabe trocken, denn zu einem großen Erfolg brachte es Clausewitz nicht, weder auf dem militärischen, noch auf dem schriftstellerischen Gebiet. Jenen erreichte er nicht, so sehr er ihn erstrebte, diesen versagte er sich selbst, denn was er schrieb, behielt er in seinem Pult.

Es schien ihm entweder nicht bedeutend oder nicht abgeschlossen genug, um es der Oeffentlichkeit vorlegen zu können. Erst nach seinem Tode, als seine Werke publiciert wurden und vielfach erst jetzt, seit allgemeineres Interesse und Verständniß für das Militärische durch die Siege erweckt worden sind, hat das deutsche Volk erfahren, welch' ein Mann hier im Verborgenen gelebt hat und wie einer jener fernsten Sterne, die dem Auge der Erdenbewohner erscheinen, nachdem sie längst den Platz, wo wir sie erblicken nicht mehr inne haben, so ist erst nach seinem eigenen Abscheiden dieser Stern an dem Firmament des deutschen Geisteslebens aufgegangen, um auf ewig neben den Heroen unseres Volkes zu glänzen als der größte aller militärischen Denker, als der streng genommen einzige echte Klassiker der Strategie, den die Menschheit bisher hervorgebracht. Seine Werke geschrieben in einer Sprache von philosophischer Präcision und Götheschen Schönheit, sind der ewige Brunnen, aus dem das preußische Officiercorps seine theoretisch-militärische Bildung schöpft und bilden so eine der geheimnißvollen Quellen jener wunderbaren Kraft, die plötzlich in den Jahren 1866 und 1870 die Welt und fast uns selber überraschte und erschütterte.

Wunderbarer Gegensatz: daß die Theorie des Lautesten, Oeffentlichsten und Härtesten im Leben der Menschheit, des Krieges, ausgebildet wurde in der tiefsten, einsamsten Verschlossenheit, jede rauhe Berührung scheuend! Ohne von der Welt in seiner Größe nnd Bedeutung erkannt zu werden, mußte deßhalb der Schöpfer der Theorie der modernen Strategie durch das

Leben gehen und er hatte Ehrgeiz genug, diesen Mangel zu empfinden. Die Sonnenseite seines Lebens bilden sein Jünger-Verhältniß zu Scharnhorst, seine Freundschaft mit Gneisenau und seine Ehe. Marie von Clausewitz ist ein Ideal deutscher Weiblichkeit auf preußischem, das heißt politischem Boden, dem Boden der Freiheitskriege, wie Gneisenau ein Ideal deutscher Krieger-Männlichkeit. Die Briefe Gneisenaus an Frau von Clausewitz und ihre Briefe an Gneisenau gehören zu dem Herrlichsten, was die deutsche Sprache kennt. Mit dieser Frau und diesem Freund durfte Clausewitz wohl einmal schreiben: er habe zwar in den Nebendingen des Lebens viel Mißgeschick gehabt, in der Hauptsache aber Glück.

Ich will unsere Betrachtung seiner geistigen Eigenthümlichkeit an einen der von Schwartz jüngst mitgetheilten Aufsätze anknüpfen, welcher uns Clausewitz nicht als Militär-Schriftsteller, sondern als Historiker zeigt. Der Aufsatz führt den Titel „Umtriebe". Er ist im Jahre 1820 oder etwas später geschrieben und behandelt die Genesis der sogenannten demagogischen Bewegung in Deutschland.

Gleich in dem Einleitungssatz finden wir eine historische Anschauung ausgesprochen, von der man sagen darf, daß sie die Summe der späteren mühereichen Forschungen Tocquevilles über die französische Revolution enthalte.

„Nachdem im 17. und 18. Jahrhundert die europäischen Staaten sich fast überall zu reinen Monarchieen ausgebildet hatten, waren dem Adel nur Rechte gegen den Unterthan, nicht gegen den Fürsten geblieben. Er war der Herr des Bauern und Bevorrechtete des Bürgers, aber er hatte keinen Theil mehr an der Souveränetät, sondern er war Unterthan geworden wie die anderen. Dies ließ sein Verhältniß zum Bürger und Bauern als ein bloßes Vorrecht, als eine Art von Begünstigung erscheinen." Was ist es, das Clausewitz diese Wahrheit offenbarte? Spezialstudien über den Gegenstand hat er sicher nicht gemacht. So aber ist die Erkenntnißfähigkeit des echten Genies. Clausewitz' Geist war in so eminenter Weise beanlagt für das historische Verständniß, daß ihm die wenigen zu Tage liegenden Thatsachen

genügten, den Zusammenhang des Ganzen zu erschließen. Die unsichere Urtheilskraft des ordinären Verstandes verlangt deutliche Thatsachen von jedem einzelnen Schritte zum anderen, um nicht sofort den Weg zur Wahrheit zu verfehlen. Ein Geist von wahrhaft logischer Anlage bedarf nur eines Fingerzeiges, um des geraden Weges zur Erkenntniß sicher zu sein.

In dem Verständniß der Geschichte hat unser Jahrhundert gewiß größere Fortschritte gemacht als irgend ein anderes. Wir müssen uns aber erinnern, daß es noch gar nicht lange her ist, als man die französische Revolution von den Intriguen des Herzogs von Orleans herleitete oder gar die Reformation von der Heirathslust eines Augustinermönchs, um es zu würdigen, daß Clausewitz im Jahre 1820 den Ausspruch that, daß „niemals eine Revolution sich aus kleinen Ursachen mache.“ In demselben Aufsatz erklärt Clausewitz es für lächerlich, im Jahre 1815 an eine wirkliche Einigung Deutschlands zu denken. „Deutschland kann nur auf einem Wege zur politischen Einheit gelangen; dieser ist das Schwert, wenn einer seiner Staaten alle anderen unterjocht. Für eine solche Unterwerfung ist die Zeit nicht gekommen.“

Doch genug über dieses Kabinetstück einer historisch-politischen Abhandlung, die, offenbar ohne Gedanken an Veröffentlichung geschrieben, jetzt nach zwei Menschenaltern das Licht des Tages erblickt hat. Sie allein würde genügen, Clausewitz einen Platz unter den großen Historikern anzuweisen und sie muß sogar in gewissem Sinne genügen, obgleich Clausewitz daneben die Geschichte mehrerer großer Kriege geschrieben hat. Denn darauf eben will ich hinaus: obgleich sich in diesen Arbeiten sein historischer Geist fortwährend dokumentiert, so hat er seiner Absicht nach sein Thema doch durchaus als Militär-Schriftsteller und nicht als Historiker behandelt. Ich will einige Worte über den Unterschied sagen, der sich leicht auf andere Gebiete übertragen läßt und doch wohl meist zu wenig beachtet wird.

Wer sich über einen historischen Gegenstand ausläßt, mag es ihm auch weder an Fleiß noch an Geist fehlen, ist darum noch kein Historiker. Die meisten Gelehrten, denen man diesen

Namen beilegt, sind in Wirklichkeit politische oder Partei=Schriftsteller.

Clausewitz selbst unterscheidet in dem Kapitel „Kritik" (Vom Kriege I. S. 154) drei verschiedene Standpunkte. „Erstens die geschichtliche Ausmittelung und Feststellung zweifelhafter Thatsachen. — Zweitens die Ableitung der Wirkungen aus den Ursachen. — Drittens die Prüfung der angewandten Mittel. Dies ist die eigentliche Kritik, in welcher Lob und Tadel enthalten ist." Das ist der Standpunkt des Militärschriftstellers. Nach diesen Grundsätzen behandelt Clausewitz die Feldzüge Friedrichs des Großen und Napoleons. Er billigt oder verwirft die getroffenen Maßregeln und untersucht die Zulässigkeit anderer. Wenn der Militär=Schriftsteller dabei veranlaßt wird, in der Kriegführung der größten Feldherren Fehler und zwar zahlreiche Fehler aufzudecken, so ist das keine Ueberhebung. Nachträglich unter Kenntniß aller Umstände das Beste rein intellektuell herauszufinden, ist so schwer nicht. Die großen militärischen Ideen sind an sich sogar außerordentlich einfach. Die berühmtesten Manöver, die in der Geschichte als Werke des echten Genies gelten, wie der Zug der Preußen von Ligny nach Belle=Alliance, kann auf der Karte jeder Regimentsschreiber erfinden. Das Große ist die Freiheit des Geistes in dem drangvollen Augenblicke einer großen Krisis und das Wagniß. Der Militär = Schriftsteller nimmt daher keinen Anstand, uns zu zeigen, wie Napoleon zu vorsichtig, also zaghaft und nicht entschlossen genug handelte, als er in der Schlacht bei Borodino sich mit dem bloßen Zurückgehen der Russen begnügte, statt auch noch seine letzten Reserven daranzusetzen, um einen vollständigen Sieg zu erfechten. Der Militär=Schriftsteller sagt uns, daß bei Belle=Alliance nicht nur die französische Armee zertrümmert, sondern gefangen genommen werden mußte, wenn die Preußen Planchenoit eine Stunde früher nahmen. Er fügt hinzu, daß an dem folgenden Tage auch die Armee Grouchys gefangen genommen werden mußte, da das zweite preußische Armeekorps schon in ihrem Rücken stand, und Grouchy, nur eine halbe Stunde von den Preußen entfernt, unbemerkt davonzog.

Welchen Eindruck würde aber ein solches Resultat oder auch nur eine solche Bemerkung in einem Geschichtswerke machen? Wenn es dem Historiker gelungen ist, eine Empfindung hervorzurufen von der Größe des Schicksals, das bei Borodino unmittelbar an seinem Gipfel und dem ungeheuren Sturze angelangt ist; wenn es ihm gelungen ist, den furchtbaren Mann zu zeigen, der die Welt unter seine Füße gebracht hatte und plötzlich selbst dem letzten seiner Erfolge in dem aufkeimenden Gefühl der Unzulänglichkeit das bisher nie bedachte Maß setzen will, dann verhüllt sich die Kritik vor dem Anblick des Erhabenen und man sieht nicht Schwäche, sondern Natur in der Bedächtigkeit des letzten, doch unvermeidlichen und unvermeidlich verderbenbringenden Schrittes. Es hieße das Peinliche setzen an die Stelle der Andacht, wollte man den Sieges-Dithyrambus von Belle-Alliance schließen mit einer Betrachtung, um wie vieles größer noch dieser Sieg hätte sein können, wenn der oder jener Fehler seitens der Verbündeten vermieden wurde. Man verhehlt nicht, daß diese Fehler gemacht wurden, aber Fehler sind sie nur vom Standpunkte des Militär-Schriftstellers aus, dem Historiker sind sie Erscheinungen der ringenden Gewalten, welche er darstellt wie sie sind, und nicht wie sie sein möchten. Ihm ist es genug, wenn er es zum Bewußtsein gebracht, wie groß in der That die Leistung der Preußen war in jenen vier Tagen, vom 15. bis 18. Juni 1815; er ist befriedigt, wenn er auch sieht, wie sie am fünften Tage ermattet hinsinken, und untersucht nicht, ob eine noch verlängerte Anspannung zu verlangen gewesen wäre. Genug, daß die Kräfte eben nur bis dahin gereicht haben.

Ist es richtig, daß in der Verschiedenartigkeit der beiden charakterisierten Standpunkte der Unterschied zwischen dem Militärschriftsteller und dem Geschichtsschreiber liegt, so bedarf offenbar der Letztere des Ersteren. Das Urtheil des Militärschriftstellers liefert das Material für die Kunst des Historikers. Die meisten Historiker sind freilich nicht fähig, sich zu der reinen Kunstgattung der Geschichtsschreibung zu erheben, sondern produzieren eine Mischgattung, deren Eindruck weder harmonisch noch versöhnend

sein kann. Indem sie die Möglichkeiten aufzählen, wie der Krieg, sei es von dieser oder jener Seite, vortheilhafter hätte geführt werden können, und in der Regel vergessen, die Gegenrechnung daneben zu stellen, wie auch von der anderen Seite Fehler hätten vermieden werden können, lassen sie uns in dem beklemmenden Gefühl, als ob das Leben und Sterben der großen Nationen dem Zufall anheimgestellt sei, der den richtigen oder unrichtigen Mann an die Spitze des Heeres bringt oder diesen Führer in einem bestimmten Augenblick eine bestimmte Maßregel ergreifen läßt. Wie oft ist nicht geseufzt worden über die Unentschlossenheit des Herzogs von Braunschweig, der nicht wagte auf Paris zu marschieren, als ihn anscheinend Niemand daran zu hindern vermochte. Die Revolution wäre im Keime erstickt worden — fügt man hinzu. Als ob durch den Entschluß eines Generals eine Macht überwunden werden konnte, die im Begriffe war, im Verlauf zweier Jahrzehnte das ganze altersschwache Europa aus den Angeln zu heben! Für einen Historiker gewiß eine sehr armselige Anschauung von der Geschichte!

Ein Militärschriftsteller hätte zu ganz demselben Resultat kommen dürfen, daß nämlich der Herzog hätte auf Paris marschieren müssen und können; der Eindruck, den dieser Schriftsteller dadurch auf seine Leser hervorruft, ist ein ganz anderer. Er beweist daraus nur die militärische Unfähigkeit des Herzogs von Braunschweig und die Entwickelung der europäischen Völkerverhältnisse bleibt völlig außerhalb des Gesichtskreises.

Clausewitz war seinem Beruf und seiner Absicht nach Militärschriftsteller und nur Militärschriftsteller. Die eminent historische Anlage seines Geistes zeigt sich also nur in gelegentlichen Aperçus, namentlich aber in der so außerordentlich seltenen Fähigkeit absolut objektiver Anschauung. Er erkennt die Dinge, wie sie wirklich sind und darum ist er auch fähig, zu erkennen, warum sie so gewesen sind.

In einem besonderen Fall ist ihm diese Eigenschaft von entscheidendem Nutzen gewesen und hat ihn ohne Zweifel allein vor einem groben wissenschaftlichen Mißurtheil beschützt. Als Theoretiker verfocht Clausewitz mit besonderer Energie den Satz, daß

der Zweck der Kriegführung (im engeren Sinne, nicht der politische) die Vernichtung der feindlichen Streitmittel und daher die Schlacht das einzig entscheidende, als Ziel aller Strategie anzusehende Moment sei. Diese Lehre ist das eigentliche Vermächtniß Clausewitz' an die preußische Armee; es ist die Summe und der Schlußpunkt aller seiner Deduktionen. Allen vorhergehenden Systemen lag die entgegengesetzte Ansicht zu Grunde, daß auch durch Manövrieren, Stellungen nehmen, Verbindungen berechnen und abschneiden, im Kriege Erfolge erreicht werden könnten. Die Kriegführung, von der Clausewitz sein Gesetz abstrahierte, wie Lessing die Gesetze der Poesie von Homer, ist die Kriegführung Napoleons. Nun beruhte aber die Kriegführung Friedrichs des Großen offenbar ganz wesentlich auf dem entgegengesetzten System. Clausewitz selbst kommt immer wieder zu dem Resultat, daß in der Fridericianischen Periode der Kriegführung die Schlacht als ein Uebel angesehen wurde, dem man sich nur unterzog, wenn es unvermeidlich war. Nicht nur Daun, sondern auch, wenige Momente ausgenommen, Friedrich selbst suchte — natürlich nur objectiv gesprochen — einer Schlacht, so lange es nur immer möglich war, aus dem Wege zu gehen.

Wäre Clausewitz ein bloßer Doctrinär gewesen, so hätte er die gesammte Kriegführung des 18. Jahrhunderts durchaus verwerfen müssen und auch Friedrich nur insofern als großen Feldherrn anerkennen können, als er zuweilen in Augenblicken gesteigerter Kraft von ihr abwich. Vor einer solchen Paradoxie bewahrte ihn sein historisches Gefühl. Allerdings hält er das von ihm aufgestellte und seitdem zum höchsten Grundsatz der modernen Kriegführung erhobene Gesetz fest und sucht auch in der Geschichte des siebenjährigen Krieges seine Gültigkeit nachzuweisen. Aber nicht nur findet er im einzelnen Fall sehr wohl den Grund, weshalb unter den betreffenden Umständen eine Ausnahme gerechtfertigt erschien, sondern er nimmt ganz einfach die irrige, aber einmal herrschende strategische Ansicht als einen berechtigten und mitwirkenden Faktor in sein Raisonnement auf und eliminirt damit aus seinem Urtheil aufs glücklichste seine in der That vorhandene theoretische Voreingenommenheit. Wäre

Clausewitz von vorn herein vom historischen Standpunkte ausgegangen, so würde er ohne Zweifel bald gefunden haben, daß in der That sehr gute objective Gründe, entspringend aus der Natur der damaligen Staaten und damaligen Heere, existierten, welche dem 18. Jahrhundert das System des Manövrierens vorschrieben, wie sie im 19. dem stärkerern und höherern Prinzip des Schlagens den Sieg verschafften. Obgleich nun Clausewitz dies nicht allgemein, sondern nur im einzelnen Falle anerkannte, so ist sein Urtheil dadurch dennoch kaum getrübt worden, da er einsichtig genug war, die Abhängigkeit auch des größten Feldherrn von den herrschenden Ideen seiner Zeit als einen Coefficienten in der Bildung seiner Entschlüsse gelten zu lassen. Mochte also auch die Strategie des siebenjährigen Krieges von angeblich falschen Ideen beherrscht werden, so konnte sich Friedrich dennoch als großer Feldherr bewährt haben. Stellt sich nun nachträglich heraus, daß diese herrschenden Ideeen in der That nicht ein Vorurtheil, sondern Wahrheit waren, so bleibt der Autor vor jedem Verlust bewahrt.

Wenn wir von den Berichten einiger großer Feldherren über ihre eigenen Thaten absehen, die doch mehr einer anderen Gattung angehören, so ist Clausewitz ohne Zweifel der größte aller Militärschriftsteller. Es ist schwer, sich da der Frage zu enthalten, wie würde sich wohl Clausewitz als praktischer Stratege, als Anführer eines großen Heeres bewährt haben? Zwar auf anderen Gebieten der Kunst, wenn denn der Ausdruck „Kriegskunst" uns hier leiten darf, verlangt man es nicht, daß der Philosoph und der Kritiker selbst ausübender Künstler sei. Wir brauchen uns aber nicht weiter auf den materiellen, in der Natur der Sache liegenden Unterschied zwischen der Kriegskunst und anderen Künsten einlassen, sondern können uns zunächst daran halten, daß im vorliegenden Fall ohne Zweifel der Anspruch auf praktische Thätigkeit bestand. Zwar weist Clausewitz es selbstverständlich zurück, als ob die Kritik bedeute, daß der Autor prätendire, es besser zu machen als der Kritisirte, aber ohne Zweifel würde Clausewitz sich selbst berufen und befähigt

gehalten haben, vorkommenden Falls ein großes Kommando zu übernehmen.

Indem ich mich von vornherein dagegen verwahre, als ob ich dem Ergebniß einer solchen Untersuchung irgend einen objektiven Werth beilegte, kann ich mich doch dem Reiz der aufgeworfenen Frage nicht entziehen und will versuchen ihr nachzugehen, um bei dieser Gelegenheit wenigstens die Begriffe, die dabei zur Sprache kommen müssen, zur Diskussion zu bringen und zu möglichster Klarheit zu erheben.

Man darf jede Anziehung von Beispielen anderer Heerführer, die als gelehrte Strategen berufen waren und sich in der Praxis ganz und gar nicht bewährt haben, wie Phull, Massenbach, Willisen weit zurückweisen. Denn die Wissenschaft dieser Herren ist, wenn man näher zusieht, nichts weiter als Gelehrsamkeit. Man wird nicht von den mangelhaften Erfolgen mehr oder weniger origineller Tüfteler auf die Kraft eines echten Denkers schließen wollen.

Für Clausewitz lassen sich nun zunächst zwei Zeugnisse Mitlebender in die Schranken führen. Der spätere General v. Brandt, der als Major dem Hauptquartier Gneisenaus in Posen angehörte und hier Gelegenheit hatte, Clausewitz genau kennen zu lernen, spricht es in seinen Denkwürdigkeiten (II. p. 107) als „seine feste Ueberzeugung aus, Clausewitz würde als Strateg Außerordentliches geleistet haben. Auf dem Schlachtfelde würde er dagegen weniger am Platze gewesen sein. Es ging ihm die Kunst ab, d'enlever les troupes. Es war dies nicht allein Blödigkeit und Befangenheit — es war ein manque d'habitude du commandement. — Wenn man ihn bei den Truppen sah, so merkte man ihm ordentlich eine gewisse Unbehaglichkeit an, die sich verlor, wenn er sich von ihnen entfernte". Diese letztere Bemerkung (Schwartz bemüht sich, wie es scheint in der Meinung, daß Clausewitz dadurch zu nahe getreten werde, dieselbe in seiner Weise zu bekämpfen) stimmt so vollkommen mit allen sonstigen Nachrichten über Clausewitz' Eigenthümlichkeit, seiner außerordentlichen Reserviertheit, welche doch wohl der Hauptgrund ist, daß er niemals, in allen seinen verschiedenen

Stellungen, entscheidenden Einfluß gewonnen hat, diesem unendlich bescheidenen Zurückhalten seiner Persönlichkeit, welche ihn vermochte, seine unsterblichen Werke zu schreiben, mit der Absicht, sie erst nach seinem Tode in die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen, daß wir die Charakterisierung Brandts als durchaus zutreffend betrachten müssen. Der strategischen Befähigung Clausewitz geschieht aber dadurch auch nach Brandts eigener Meinung kein Eintrag.

Diesem Zeugniß sind wir in der Lage ein zweites, noch gewichtigeres hinzuzufügen. Gneisenau schrieb am 25. November 1817 an den Fürsten Hardenberg*) über Clausewitz: „Wegen seiner ungemeinen Talente verdiente der Mann im Mittelpunkte der Monarchie und im Staatsrath zu sitzen. Wenn meine Kräfte mir nicht mehr gestatten, eine der ersten Stellen der Armee zu verwalten, so würde ich unbedenklich unter ihm dienen, so groß ist meine Meinung von ihm und mein Vertrauen in ihn."

Solchen Autoritäten gegenüber scheint es fast vermessen, noch diskutieren zu wollen. Dennoch lassen sich einige Bedenken erheben. Gneisenaus wie Brandts Urtheilskraft ist gerade in dem vorliegenden Falle nicht völlig unbefangen. Keineswegs persönlicher Freundschaft wegen — aber Brandt war selbst Militär-Theoretiker und sicherlich prädisponiert, intellektuelle Leistungen auf diesem Gebiet als eine Gewähr für aktive Leistungen anzusehen. Gneisenau aber hatte, wie man es öfter bei Männern der That findet, die mit der Anlage zur Wissenschaft nicht zu selbständiger Beherrschung derselben gelangt sind, einen ganz ungemeinen Respekt vor denen, die er sich an Kenntnissen überlegen fand. Es ist also möglich, daß er auch Clausewitz deshalb überschätzt hat.

Sehen wir einmal von den direkten Zeugnissen ab und zerlegen uns die Wesenheit des kriegerischen Genius in einzelne Eigenschaften, so scheint es unläugbar, daß alles Wesentliche bei Clausewitz vorhanden war. Persönlicher Muth und militärische Einsicht sind da. Unternehmungsgeist und Fähigkeit

*) Geh. Staats-Archiv.

großer Entschlüsse wird man ebenfalls von einem Mann erwarten können, der seinem Heimathrecht, einer gesicherten Existenz, einer unendlich geliebten, eben gewonnenen Frau entsagend, um den allgemeinen Feind zu bekämpfen, bewies, daß er von großen Impulsen, sei es des Ehrgeizes, sei es des Hasses, bewegt werde.

Was ich alle dem gegenüber dennoch ins Feld zu führen wage, ist zunächst eine Aeußerung, von Clausewitz selbst über Gneisenau. Er schreibt an seine Frau aus Posen (1831): „Für einen guten Logiker habe ich den Feldmarschall niemals gehalten.“ Diese Bemerkung ist von dem höchsten Interesse. Gneisenau war gewiß ein großer General und Clausewitz erklärt ihn, zweifellos mit Recht, für keinen guten Logiker. Ein guter Logiker zu sein, ist also keine wesentliche Eigenschaft eines großen Generals. Ohne Zweifel ist dies aber gerade die hervorragendste Eigenschaft an Clausewitz, die Eigenschaft, um derentwillen wir hauptsächlich große Leistungen in der Strategie von ihm zu erwarten geneigt sind.

Wer wird einem Friedrich, Napoleon, Gneisenau einen ungemeinen Verstand absprechen? Aber die Anlagen des Verstandes sind verschiedenartig. Der auf das Allgemeine gerichtete, philosophische Verstand ist gewiß etwas anderes als der Verstand des Menschenkenners. Der Verstand, welcher fähig ist, in einer gegebenen, verwickelten Lage sofort alle im nächsten Augenblick möglichen Kombinationen zu übersehen und nach dem Grade ihrer Wahrscheinlichkeit zu berechnen, verräth gewiß einen ungewöhnlichen Geist, aber es läßt sich leicht nachweisen, daß dies weder der Verstand Friedrichs, noch Napoleons, noch Gneisenaus war. Montecuculi sagt einmal geradezu, daß der Feldherr auch einiges dem Zufall überlassen müsse; er spricht es sogar direkt aus, daß er nicht an alle verschiedenen Möglichkeiten denken solle. In der That läßt es sich auch bei großen Feldherrn mehrfach nachweisen, daß sie sich mehr auf die Eingebungen des Moments, als auf Vorausberechnungen der verschiedenen Möglichkeiten verlassen haben und zuweilen die allernächst liegenden Eventualitäten vollkommen übersahen. Und im

Resultate sind dieser ihrer Eigenschaft ohne Zweifel mehr ihre Erfolge als Niederlagen und Verluste zuzuschreiben.

Dagegen sind zwei Eigenschaften dem Feldherrn unentbehrlich, die dem dialektischen Verstande fast konträr entgegengesetzt scheinen: das ist die natürliche Unempfindlichkeit der Seele gegen das, was Clausewitz selbst die Friction nennt und im engsten Zusammenhang damit jener unbedingte Glaube an den Erfolg, das eigenthümlich kühne Vertrauen auf das Glück, was Beides fast allein Blücher, trotz aller seiner Mängel zu einem großen Feldherrn machte. Diese Spielerkühnheit, wie Clausewitz es bezeichnet, scheint unvereinbar mit einem Verstande, der gewohnt ist, jede einzelne Chance in allen ihren Folgen zu berechnen. Das Schlimmste tritt gewöhnlich nicht ein, sagt Clausewitz bei Gelegenheit des Rückzuges von Ligny, als man bemerkte, daß die Franzosen nicht verfolgten. Es ist doch aber ein unendlicher Unterschied, ob man eine solche Reflexion anstellt und darauf hin seinen furchtbar entscheidenden Entschluß faßt, oder ob man in der unmittelbaren Zuversicht, daß der Erfolg unmöglich gegen uns sein könne, sich dahin wendet, wo man den Feind am tödtlichsten zu treffen hofft. Es ist doch wohl sehr zweifelhaft, daß Gneisenau den Entschluß zum Rückzug von Ligny nach Wavre gefaßt haben würde, wenn er sich vorher ausmalte, in welcher Lage das preußische Heer sich befinden würde, wenn etwa Napoleon am andern Tage mit dem Gros seiner Armee sich abermals auf die Preußen würfe, während Wellington sich nur um einen halben Tagemarsch zurückzog. Wer sich alle die möglichen Schrecken mit dem Verstande vergegenwärtigt, ist schon nicht weit davon, vor ihrem Eintreffen besorgt zu sein, und das Schwarzsehen im Kriege ist für den Feldherrn eine ganz besonders gefährliche Eigenschaft. Dazu aber gerade ist ein Mann von der Geistesschärfe Clausewitz' besonders disponiert und wir finden in der That, daß dies als ein Faktum von drei verschiedenen Quellen bei drei verschiedenen Gelegenheiten von ihm berichtet wird. An sich läßt sich gegen alle diese Zeugnisse mancherlei einwenden, wie wir sehen werden, aber ihre Uebereinstimmung bis auf das

Wort „schwarzsehen“ ist doch so eigenthümlich, daß die Thatsache nicht angezweifelt werden kann.

1812 kam Clausewitz in dem russischen Feldzuge öfter mit dem Herzog Eugen von Württemberg, einem ganz hervorragenden Soldaten, zusammen und dieser berichtet, Clausewitz habe damals sehr schwarz gesehen. Nun findet sich allerdings davon nichts in den gleichzeitigen Briefen Clausewitz' an seine Frau, und auf der anderen Seite ist der Herzog Eugen gegen Clausewitz eingenommen — das genügt aber doch wohl nicht, seinem Zeugnisse alle und jede Kraft abzusprechen.

1815 war Clausewitz Generalstabs-Chef des dritten Armeekorps unter General Thielemann. Das Korps machte, ebenso wie die anderen, in den Tagen vom 16. bis 19. Juni sehr entschiedene Fehler, die alle eine gewisse Aengstlichkeit verrathen. In der Schlacht bei Ligny brachte es gegen ganz unbedeutende Angriffe der Franzosen viel zu viel Truppen ins Gefecht, ohne doch energisch vorzugehen, bei Wavre am 19. zog es sich vor der Uebermacht Gouchys zurück, obgleich es schon die Nachricht von dem Siege des 18. hatte. In erster Linie trifft die Verantwortlichkeit hierfür natürlich den General Thielemann, dieser aber hat später dem General v. Reiche gegenüber sich mit dem Drängen seines Generalstabs-Chefs entschuldigt, der sehr schwarz gesehen habe.

Endlich gebrauchte denselben Ausdruck Brandt in Betreff Clausewitz' Ansicht über den russisch-polnischen Krieg 1831.

Napoleon sagt einmal, in dem Gespräch auf St. Helena, eine sehr vortheilhafte Eigenschaft für einen General sei das Gleichgewicht der Seelenkräfte. Einsicht und Kühnheit müßten einander entsprechen. Eugen Beauharnais habe Beides nur in einem ziemlich geringen Grade gehabt, sei aber doch ein tüchtiger General gewesen, da er immer wagte, seine Ideen auch auszuführen, und nie in Zweifel und Unentschlossenheit gerieth durch das Erwägen von Plänen, die er doch nicht den Muth gehabt hätte, durchzuführen. Das Gleichgewicht als solches ist schon werthvoll. Von Clausewitz darf man in der That, ohne ihm zunahe zu treten, sagen, daß er schwerlich je zu diesem Gleichge-

wicht gelangen konnte, denn sein Verstand war so umfassend, daß er Alexander und Napoleon hätte übertreffen müssen, um an Kühnheit auf derselben Höhe zu sein.

Diese Ausführungen, glaube ich, genügen, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß der schärfste dialektische Verstand verbunden mit persönlicher Bravour, an sich keine Gewähr geben für das Vorhandensein jener eigenthümlichen strategischen Kühnheit, welche erst den wahrhaft großen Feldherrn macht. Man mag dieses Resultat auf Clausewitz anwenden, mit dem Vorbehalt erstens, daß ein solches Urtheil ziemlich zwecklos ist und zweitens, daß es nur gelten würde, insofern man an Clausewitz den Maßstab seiner Schriften anlegt; denn nur darum kann es sich handeln, ob er den größten der Generale zugehört haben würde, wie er einer der tiefsten und schärfsten Denker ist. Daß Clausewitz als ein thätiger, muthiger, ungewöhnlich einsichtiger Mann und erfahrener Soldat einen über das Gewöhnliche hervorragenden General abgegeben haben würde, kann keinem Zweifel unterliegen.

Für das noch Höhere existiert ein absoluter Maßstab wohl überhaupt nicht. Die Umstände kommen dann nicht weniger in Betracht als der Mann. Vor Allem sind die Kriege unter sich sehr verschieden und verlangen verschiedene Feldherren. Man kann fast eben so sehr zweifeln, ob Napoleon den Defensivkrieg Wellingtons in Spanien zu führen fähig gewesen wäre, wie umgekehrt, ob Wellington Napoleons Kriege hätte führen können. Ein Krieg, wie der von 1870, fordert gewiß vielfach andere Eigenschaften, als der von 1813. Ob Clausewitz die zerreibenden persönlichen Friktionen der Generale und Nationalitäten des Jahres 1813 überstanden und überwunden haben würde, mag zweifelhaft erscheinen. Für die präcisen Berechnungen des Jahres 1870 wäre er vielleicht gerade der geeignete Mann gewesen.

Ueber die Verschiedenheit der Strategie Friedrichs und Napoleons.*)

Der erste Unterschied, der in die Augen fällt, wenn wir die Armee Napoleons mit derjenigen Friedrichs vergleichen, ist der Unterschied in der Zahl. Napoleons Heere sind um das vielfache größer, als diejenigen Friedrichs. Das ist nun insofern ganz natürlich als Napoleons Gebiet soviel mal größer war als das des Preußenkönigs: aber nicht auf das Verhältniß von Bevölkerung und Leistung kommt es hier an, sondern zunächst nur darauf, daß thatsächlich viel größere Massen um die Entscheidung der politischen Conflicte mit einander schlugen unter jenem als unter diesem. Das größte Heer, welches Friedrich im Siebenjährigen Kriege je auf einem Kriegstheater bei einander gehabt hat, 1757 bei Prag, war noch nicht 100,000 Mann stark, von denen 64,000 an der Schlacht Theil nahmen, und bald schmolz dies Heer auf die Hälfte und weniger als die

*) Bisher ungedruckt. Zu Grunde liegt meine Antritts-Vorlesung als Docent an der Universität Berlin (Januar 1881): „Der Kampf Napoleons mit dem alten Europa." Einige Abhandlungen und Recensionen, in denen ich denselben Gegenstand behandelt habe und deren wesentlicher Inhalt in den vorliegenden Essay hineingezogen worden ist, befinden sich an folgenden Stellen: Zeitschrift für Preußische Geschichte 15, 217 ff., 16, 27 ff., 391 ff., 408 ff., 18, 541 ff., Historische Zeitschrift 52, 155 ff., Preußische Jahrbücher 54, 195 ff.

Hälfte zusammen. Napoleon hatte bei Jena über 200,000 Mann; er führte 1812 über die russische Grenze von den 1,120,000, über die er in jenem Augenblick überhaupt verfügte, 467,000 Mann. Noch im Herbst 1813 begann er den Feldzug in Deutschland mit 440,000 Mann. Selbst im Winter 1814 verfügte er, Alles zusammengerechnet, noch über 300,000 Mann.

Der zweite wesentliche Unterschied liegt in der Qualität des Soldatenstandes. In einem 1768 geschriebenen Memoire, seinem sogenannten militärischen Testament, giebt Friedrich an, daß sein Heer 160,000 Mann stark sei, davon 70,000 Inländer und 90,000 Ausländer. In einer Instruktion v. J. 1742 verlangt er von den Regmiments-Commandeuren sogar, sie sollen danach sehen, daß die Compagnieen zu $^2/_3$ aus Ausländern und zu $^1/_3$ aus Inländern bestehen. (Oeuvr. 30 p. 114). Die Inländer wurden auf eine sehr willkürliche Weise ausgehoben und blieben dann 20 Jahre lang Soldaten. Die Ausländer blieben, so lange sie dienstfähig waren, bei der Fahne. An sich bildeten diese Leute keineswegs ein übles militärisches Element. Bei weitem die meisten von ihnen kamen doch freiwillig; das Soldatenthum wurde ihnen zur Gewohnheit; einen anderen Beruf hatten sie nicht; die Armee wurde ihnen zur Heimath, der sie ausschließlich angehörten und deren Dienst sie sich daher auch nicht ohne Hingabe und Anhänglichkeit widmeten.

Hätte der Staat diesen Leuten die Möglichkeit gewährt, in kürzeren Fristen mit regelrechtem Abschied auszuscheiden und also nur die behalten, welche wirklich vollkommen freiwillig bei der Fahne waren, so hätten an militärischer Tüchtigkeit diese Ausländer gewiß den Inländern in nichts nachgegeben. Aber davon war keine Rede: wer Soldat war, blieb Soldat sein Lebelang und die Strenge dieser Regel wiederum zeigt, einen wie großen Verlust man durch freiwillige Entlassung solcher Leute zu erleiden fürchtete, wie groß also die Zahl derjenigen war, die, mochten sie auch ursprünglich freiwillig eingetreten sein, doch wenigstens nicht mit ihrem Willen bei der Fahne festgehalten wurden. Sie wurden nur gefesselt durch den Zwang und die militärische Disziplin, und bei günstiger Gelegenheit

desertirten sie in ganzen Massen. Gerade dieses Element der Armee vermehrte sich nun während des Krieges selbst in steigernder Progression. Woher sollte der Ersatz für die Verluste genommen werden? Aus dem Lande durften so sehr viele nicht ausgehoben werden, theils nach den aufgestellten Vorschriften, theils weil bei der jahrelangen Dauer der Kriege das Land sonst zu sehr der Arbeitskräfte beraubt worden wäre. Der König verbot in einer Instruktion*) des Js. 1744 sogar die Einstellung von Inländern in Kriegszeiten ganz und gar. Diese Quelle sollte für den äußersten Nothfall aufgespart bleiben: der dann freilich im Siebenjährigen Kriege eintrat.

Da nun aber weder der Ersatz aus dem Inlande, noch der freiwillige Eintritt von Ausländern genügte, den ganzen Bedarf zu decken, so schritt man zur zwangsweisen Anwerbung, zum Pressen, wie der Ausdruck in der englischen Marine lautet. Man preßte Rekruten nicht nur in neutralen Grenzgebieten, sondern auch in Feindesland. Während der drei Schlesischen Kriege haben Anhalt, Thüringen, Sachsen und selbst Böhmen und Mähren für die preußische Armee Rekruten liefern müssen. Ja man ging noch weiter. Man stellte Kriegsgefangene, nicht nur, wenn sie sich freiwillig dazu erboten, sondern häufig genug gewaltsam ein, um die gelichteten Reihen der preußischen Bataillone zu füllen. Da darf es denn nicht überraschen, wenn man hört, daß als die Oesterreicher im Jahre 1757 Breslau nahmen und der Garnison freien Abzug gewährten, nur etwa der zehnte Theil von dieser Erlaubniß Gebrauch machte und der ganze Rest, nicht weniger als 4000 Mann preußische Soldaten in den österreichischen Dienst übertraten. Im nächsten Jahr wollte Laudon den österreichischen Kriegsplan hierauf gründen. Die preußischen Regimenter in Sachsen beständen, wie er Daun meldete größtentheils nur aus österreichischen Kriegsgefangenen, welche nichts sehnlicher wünschten, als dem preußischen Dienst wieder zu entrinnen. Um ihnen dazu Gelegenheit zu geben, sollte eine Diversion nach Sachsen gemacht werden.**) Die Preußen erwarteten von den

*) Oeuvr. 30 p. 123.

**) Arneth, Gesch. Maria Theresias Bd. V. p. 355. Das Unterstecken

Oesterreichern Aehnliches. Winterfeld findet in einem Brief an den König (v. 30. März 1757) einen besonderen Vortheil in seinem Feldzugsplan, daß die leichten Truppen der Oesterreicher, welche die anderen bewachen müßten, dabei zersprengt würden; man würde also von jenen viele Deserteurs haben.

Man fragt, wie konnten solche Menschen überhaupt dazu gebracht werden zu schlagen, noch mehr, wie konnten sie dazu gebracht werden solche Siege zu erfechten?

Die Antwort ist: es war die preußische Disciplin. Friedrich der Große spricht es in seinem obengenannten militärischen Testament offen aus: „Was den Soldaten betrifft . . . so ist es nöthig, daß er seine Offiziere mehr fürchtet, als die Gefahren, welchen man ihn aussetzt; anders wird man es nie dahin bringen, ihn durch ein Ungewitter von 300 Kanonen, die ihn niederschmettern, hindurch zum Sturm zu führen. Der gute Wille wird in solchen Gefahren den gemeinen Mann niemals heranbringen; das kann nur die Furcht thun." Als er in der Schlacht bei Zorndorf mit seiner Infanterie unzufrieden gewesen war, schrieb er an den Prinzen Heinrich: „nachdem, was ich hier am 25. gesehen habe, glaube ich mich verpflichtet, Ihnen zu sagen: halten Sie Ihre Infanterie in strenger Disciplin, N. B. lehren sie den Stock respectieren." („de tenir votre infanterie sous une sévère discipline, de leur faire N. B. respecter le bâton.")*) Nach dieser Anschauung war es allerdings ziemlich gleichgültig, ob ein Bataillon aus märkischen und pommerschen Bauerssöhnen, oder aus heimathlosen Vagabunden oder aus gefangenen Oesterreichern und Sachsen zusammengesetzt war. In drei Gliedern, Schulter an Schulter, in gleichmäßigem Tritt, rechts und links die Pelotonführer, hinten

---

der Kriegsgefangenen stammt aus dem Dreißigjährigen Krieg, wo es verständlich ist, da es den Söldnern dieser Zeit sehr gleichgültig war, von wem sie ihren Sold erhielten. Gustav Adolf meldete nach der Schlacht bei Breitenfeld nach Hause, er habe so viele Gefangene gemacht, daß er damit seinen Verlust ersetzt und noch neue Regimenter errichtet habe.

*) Schöning, Mil. Corresp. Friedrich d. Gr. mit dem Prinzen Heinrich. I, 254.

die schließenden Offiziere, wird vorgerückt, auf Commando die Salven abgegeben und weiter vorgerückt durch das feindliche Feuer, bis wieder das Commando „Halt“ ertönt. Da giebt es kein Zaudern, kein Ausweichen und keinen guten Willen. Es ist gar nicht mehr der einzelne Mann, welcher agirt und kämpft, sondern es ist der taktische Körper, das Peloton und das Bataillon. Alle die einzelnen Menschen, welche es ausmachen, sind durch die Gewalt der Disziplin zu einem einzigen Wesen zusammengeschmiedet und wenn die Heeresleitung auf das eigene Denken und Wollen des einzelnen Mannes überhaupt recurrirt, so geschieht es höchstens etwa in der Weise, daß der König vorschreibt, es müsse den Burschen wohl imprimirt werden, daß es ihr eigener Vortheil sei, wenn sie schnell vorwärts und drauf gingen. Schon ehe sie herankämen, würde der Feind aufhören zu feuern und die Flucht ergreifen. Wenn er aber doch nicht fliehe, so solle man mit dem Bajonett nach ihm stechen; „alsdann der König davor repondiret, daß sie nicht wieder stechen werden.“

Wie nun eine einmal geschaffene Kraft in der ihr eigenthümlichen Richtung weiter wirkt, so kann man sagen: weil die preußische Disziplin so außerordentlich streng und wirksam war, konnte sie es wagen, jene an sich widerstrebenden Elemente in sich aufzunehmen und zu verwerthen, und wiederum, weil sie solche schlechten Elemente in sich aufnahm, mußte sie dazu kommen noch strenger zu werden und einzig und allein die Furcht als das Agens in der kriegerischen Leistung des gemeinen Mannes anzusehen. So schraubt sich ein Prinzip selbst bis zum äußersten Extrem fort.

Die Kraft des Fridericianischen Heeres liegt also in dem Zusammenhalt der taktischen Verbände. Aber wie, wenn die Natur des Gefechts es erforderte, daß diese Verbände aufgelöst wurden? Wenn es galt ein Dorf oder einen Wald zur Vertheidigung zu besetzen oder durch coupirtes Terrain hindurch zum Angriff zu schreiten? Offenbar waren solche Verhältnisse der vollen Kraftentwickelung Fridericianischer Truppen im höchsten Grade hinderlich. In den langen, starren Linien, die sich feuernd vorwärts bewegten, lag ihre Stärke. Wo für diese

Linien kein Raum war, konnten sie auch nichts leisten. Mit einem Wort: sie konnten nicht tirailliren. Es war nicht Zufall und Willkür, welche im 18. Jahrhundert die reine Linear-Taktik zur Ausbildung gelangen ließ, sondern diese erwuchs mit innerer Nothwendigkeit aus der damaligen Kriegsverfassung, welche wiederum mit den allgemeinen politischen Institutionen der Staaten zusammenhängt.

Die französische Revolution änderte diese wie jene und ihr Erbe war Napoleon. Friedrichs Heer bestand kaum zur Hälfte, das Napoleonische ganz und gar aus Angehörigen seines Landes. Auch die französischen Conscribirten kamen ursprünglich wohl zum großen Theil sehr ungern zur Armee. Aber vor der Massen-Desertion brauchte Napoleon dennoch nicht besorgt zu sein. Wo sollten die Leute hin? Und wenn auch immer eine größere oder kleinere Zahl davonging, was verschlug es Napoleon, dem die Conscription immer von Neuem ungezählte Massen zur Verfügung stellte zur Heeresergänzung? Seine Armee war, wenigstens vor 1813, wo sein Stern bereits im Erbleichen war und wo er wirklich sehr große Verluste durch Desertion erlitten hat, groß genug, solche unsicheren Elemente entbehren zu können. Er hatte Vertrauen nicht blos auf sein Offizierkorps, wie Friedrich, sondern auch auf den einzelnen Mann. Der ganze Geist des Soldatenstandes wurde damit ein anderer. Die Disciplin basirte nicht mehr so ausschließlich auf der Furcht, wie Friedrich es wollte. Es gab in der Napoleonischen Armee keine Stockschläge und kein Spießruthenlaufen. Die Revolution hatte die Ungleichheit der Stände und die besondere Ehre des Adels beseitigt. Alle Bürger und daher auch alle Soldaten standen in gleich nahem Verhältniß zu dem Staat und seinen Zwecken, zum Staatsoberhaupt und seinen Kriegen. Auch in dem gemeinen Soldaten war jetzt die Empfindung der Ehre und des militärischen Ruhmes erweckt und wurde von Napoleon sorfältig gepflegt.

Aus der bloßen Schießmaschine, wozu, wenn man es scharf ausdrücken will, die Linear-Taktik den Soldaten stempelte, war durch die Revolution ein selbstwollend fechtendes Individuum geworden. Damit und erst damit war die Möglichkeit gegeben

zur Einführung des Tirailleur-Gefechts. Die Ansätze zum Tirailleur-Gefecht, welche auch Friedrich in seiner letzten Lebens-Periode in seiner Armee in's Leben rief, gingen hervor aus der Einsicht in die Vorzüge dieser Gefechtsart, aber sie widersprachen dem Geiste der Armee zu sehr, um Bedeutung zu gewinnen. Noch 1806 rückten die preußischen Infanteristen in's Feld, ohne jemals nach der Scheibe, ja ohne zum großen Theil jemals mit der Kugel geschossen zu haben. Alles wurde von dem ungezielten Massenfeuer „gut zusammenbrennender" Salven erwartet.

Keineswegs darf man jedoch meinen, daß die neue Gefechtsform, die mit der französischen Revolution zur Herrschaft kam, unter allen Umständen und von Anfang an der alten überlegen gewesen sei.

Die Neuerung vollzog sich, wie so oft bei großen Reformen der Fall ist, nicht einmal mit Absicht und Bewußtsein, im Gegentheil, es war ursprünglich nichts als ein Nothbehelf. Die großen Menschenmassen, welche die Revolution in ihrem Kampf mit den europäischen Mächten in die Waffen rief, waren, da sie jeder taktischen Ausbildung entbehrten, in den üblichen Formen der Linear-Taktik nicht zu verwenden. Sie konnten nicht anders als entweder in dichten Massen oder in aufgelösten Schwärmen in's Gefecht geführt werden, wurden aber von den exercierten Truppen der Verbündeten, wo sie mit ihnen unter gleichen Verhältnissen zusammentrafen, naturgemäß jedesmal geschlagen. Aber man beachte die Voraussetzung „wo sie mit ihnen unter gleichen Verhältnissen zusammentrafen." Sehr bald machte es die Revolution, welche alle Bürger zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtete, möglich, doppelt so starke Heere aufzustellen, wie die Alliirten. Und da zeigte es sich denn, daß unter der Voraussetzung einer sehr großen numerischen Ueberlegenheit, auch in jener Form von Massen und Schwärmen Siege erfochten werden konnten. Wenn der gute Wille, welchen die republikanischen Aufgebote mitbrachten, auch nicht ausreichte der militärischen Disciplin der Gegner Einer gegen Einen die Wage zu halten, so genügte er doch, wenn etwa zwei über Einen kamen.

Allmählich wurde nun auch bei den Franzosen eine militärische Disciplin wieder eingeführt und durch Napoleon auf eine hohe Stufe gebracht, welche jenes Element des guten Willens in sich aufnahm und verwerthete und diese Napoleonischen Soldaten leisteten nunmehr als Tirailleurs, namentlich, wenn sie den Kaiser persönlich anwesend wußten und dadurch mit unbedingtem Vertrauen auf den Sieg erfüllt wurden, außerordentlich viel. Dennoch mag man zweifeln, ob nicht ein Friedericianisches Bataillon selbst einem solchen Bataillon Napoleonischer Tirailleurs überlegen gewesen wäre. Ein Friedericianisches Bataillon, das im Tritt vorgeführt wird, ist so stark als es Köpfe zählt. Selbst in dem besten tiraillirenden Bataillon werden sich immer eine Anzahl Leute finden, die mehr als durchaus nöthig auf Deckung bedacht, von der Zahl der Gewehre und der Wirksamkeit des Bataillons zu subtrahiren sind.

Es war also keineswegs bloße Verstocktheit, welche die preußischen Offiziere abhielt vor dem Jahre 1806 die neue Fechtart bei sich einzuführen. Der Krieg und die gräßlichen Leiden, die er über seine Opfer herabbringe, seien doch eigentlich gegen die Natur des Menschen, argumentirte man. Seinem natürlichen Triebe nach suche der Mensch sich solchen Gefahren zu entziehen. Statt diese Schwäche zu unterdrücken, was doch der Zweck aller militärischen Kunst und Erziehung sei, begünstige das Tiralliren die Entwickelung derselben, indem es den Mann anleite, sich Deckung zu suchen. Darum dürfe ihm auch im Grunde das Tiralliren nicht einmal gelehrt werden, um den Gedanken der persönlichen Sicherung garnicht in ihm aufkommen zu lassen.*)

Mußte man einmal, wie es natürlich nicht zu vermeiden war, auch ein sehr coupirtes Terrain, einen Wald oder ein Dorf durchschreiten, so sollte trotz der Unterbrechung der geschlossenen Reihen doch das Wesen der geschlossenen Linien aufrecht erhalten werden, also unter keinen Umständen etwa ein stehendes Schützen-

---

*) So, ziemlich wörtlich, eine Auslassung, bei Fransecky „Gneisenau" p. 63. Beiheft z. Mil. Wochenbl. 1856.

gefecht sich entwickeln, wo zuletzt die Intelligenz und der gute Wille des Einzelnen den Ausschlag geben.

Man wollte mit der Auflösung der in Eins geschmiedeten Bataillone nicht eine Macht aus den Händen geben, die sich in furchtbaren Krisen als gewaltig bewährt hatte.

Unter gewissen Modificirungen hat auch die alte Fridericianische Linear-Taktik nicht nur den Kampf Napoleons mit dem alten Europa überdauert, sondern fast bis in unsere Tage das Leben gefristet. Die englische Armee ist es, welche an ihr festgehalten und bei Waterloo noch einmal gegen die Napoleonischen Veteranen die glänzendsten Erfolge damit erzielt hat.

Wenn endlich doch das Tirailleur-System einen so vollkommenen Sieg über die Linear-Taktik erfochten hat, so ist das nur geschehen im Zusammenhang mit allen den weiteren taktischen und strategischen Veränderungen, die gleichzeitig in's Leben traten.

Die Kraft des preußischen Heeres im 18. Jahrhundert beruhte so ausschließlich auf der Disciplin, daß die Erhaltung derselben jedem anderen Zweck voranging. Hätte der Feldherr die geringste Lockerung in der Disciplin nachgesehen, so hatte er keine Sicherheit mehr, daß die Officiere die Bataillone im feindlichen Feuer vorwärts bringen würden und der massenhaften Desertion wäre auf der Stelle Thor und Thür geöffnet gewesen. Kein vorübergehender Vortheil konnte gegen eine Gefährdung der Disciplin in Anschlag gebracht werden. Denn eine einmal unterbrochene Disciplin ist schon keine mehr. Die echte Disciplin beruht nicht auf der Furcht vor der momentanen Strafe, sondern auf einer ununterbrochenen Gewöhnung, welche auch ohne den Gedanken an die Strafe die Folgsamkeit sichert.

Die Grundbedingung einer solchen Disciplin ist die Verpflegung. Nur der Soldat ist in Ordnung zu halten von oben, für den von oben gesorgt wird. Sobald der Soldat einmal und öfter in die Lage kommt, für sich selbst sorgen zu müssen, ist er auch in der Gefahr sich als seinen eigenen Herrn zu betrachten. Kommt einen einzigen Tag nicht die richtige Brodportion zur Vertheilung, so ist auch die gewohnheitsmäßige

Unterordnung alles Wollens und Denkens des Soldaten unter den Willen seines Vorgesetzten zwar noch nicht in eigentlichen Zweifel gezogen, aber was früher so selbstverständlich war, daß garnicht darüber nachgedacht wurde, das bringt der hungrige Magen jetzt in die Gedanken.*) Wirkliche Noth zerstört auf die Dauer jede noch so strenge Disciplin. Also die erste Regel für die Erhaltung der Disciplin ist die Sorge für die Verpflegung. Diese aber ist mit völliger Sicherheit und Regelmäßigkeit nur aus Magazinen zu beschaffen.

Napoleon ernährte sein Heer durch Requisition. In civilisirten Ländern sind auf dem Raum einer Quadratmeile in den einzelnen Häusern, Scheunen und Ställen immer so viel Lebensmittel vorräthig, um ein ziemlich großes Heer auf einen, zwei, auch mehr Tage ernähren zu können. Am Tage der Schlacht bei Ligny und den Abend vorher lebte die ganze preußische Armee hauptsächlich von einer großen Schaafheerde, die man in dem Dorfe Ligny fand.

Ist so viel Zeit, so wird den Ortsbehörden aufgetragen, die Lebensmittel zusammenzubringen und an den betreffenden Lagerplätzen bereit zu halten. Im Nothfall geht der Soldat selbst in die Häuser und nimmt, was er findet. Wie hätte Friedrich seine Truppen auf solche Weise ernähren können?

Wenn man durch einen Wald marschiere, schreibt der König seinen Generälen vor, so sollen Kavallerie-Patrouillen durch das Gehölz neben der Infanterie hergehen; um das Lager soll in der Nacht eine Chaine von Vedetten gestellt werden; man soll Nachts die Zelte der Soldaten revidiren; zum Holz- und Wasserholen soll die Mannschaft in Reih' und Glied durch die Officiere geführt werden und so 14 verschiedene Regeln — Alles damit keine Gelegenheit zum Desertiren gegeben werde. Wie hätten die Truppen, die solcher Vorsichtsmaßregelen bedurften, auf Requisition ausgeschickt werden können? Ein Theil wäre bei dieser

*) Sehr treffend ist auf den Zusammenhang von Disciplin und Verpflegung hingewiesen in einem von Gneisenau aufgesetzten Tagesbefehl Blüchers v. 8. Mai 1813. Beih. z. Mil. Wochenbl. 1861. Leben Reyhers p. 84.

Gelegenheit desertirt, der Zusammenhang des Ganzen wäre empfindlich gelockert worden.

Napoleon nahm keine Rücksicht auf diese Nachtheile. Er konnte sich darauf verlassen, daß trotz zeitweiligen Mangels die Anhänglichkeit der Soldaten an die Fahne und ihn groß genug sei, im Gefecht nicht zu versagen. Dennoch ist das System der Requisition so gefährlich, daß Napoleon gradezu daran zu Grunde gegangen ist. Denn mit vollem Recht ist gesagt worden, daß nicht durch die Kälte, sondern durch die Disciplinlosigkeit das französische Heer in Rußland ruinirt wurde. Die große Kälte war noch gar nicht eingetreten, als die Armee bereits außer Rand und Band war. Und diese Disciplinlosigkeit war wesentlich eine Folge des Requisitionssystems. Die Soldaten welche ausgeschickt waren zu requiriren, hatten angefangen zu plündern: wer wollte es hindern? Wer wollte ihnen beweisen, wenn sie einen Kasten aufschlugen, daß sie nicht Brod, sondern Geld und Geldeswerth darin suchten? Wer holte sie, wenn sie nicht wiederkamen, weil sie sich verirrt hatten, oder noch nicht gefunden hatten, was sie holen sollten? Wer wollte ihnen ihre zusammengeraubten und mitgeschleppten Schätze wieder abnehmen? Die Beiseitesetzung des bürgerlichen Eigenthumsrechts, welche in der Requisition liegt, stumpfte den Begriff des Eigenthums in der ganzen Armee so sehr ab, daß Marschälle mit der Aneignung von Werthsachen voran gingen; wie konnten sie da den Gemeinen das Gleiche verwehren? Selbst in der vom besten nationalen Geist getragenen preußischen Armee der Freiheitskriege war nach dem Kriege von wenigen Monaten im Winter 1814 die Disciplin völlig zerrüttet. „Die Officiere wagten es kaum mehr den Soldaten etwas zu sagen", schrieb der Generalquartiermeister der Schlesischen Armee an den Chef des Generalstabes.*)

Eine Armee wie diejenige Friedrichs, zum Theil aus Desertionsverdächtigen zusammengesetzt, ausschließlich cementirt durch die Disciplin, wäre durch eine Verpflegung auf dem Requisitionswege binnen kurzer Frist vollständig zerstört worden. Was übrig blieb, wäre eine Bande gewesen, wie sie der 30 jährige Krieg

*) Müffling an Gneisenau den 9. April 1816.

erzeugte. Es ist das Verdienst der Periode Ludwigs XIV., die kunstvolle und regelmäßige Verpflegung eingeführt zu haben. Turenne kann als der erste Feldherr bezeichnet werden, der lieber eine vortheilhafte Unternehmung aufgab, als die regelmäßige Verpflegung in Frage stellte, Louvois bildete das System aus und stellte den Feldherren eigene Kriegscommissare zu diesem Zwecke an die Seite.

Aber mit welch' neuer Fessel belastete sich auf diese Weise die Kriegführung! In den niederländischen Kriegen Ludwigs XIV. wurde das Fünf=Märsche=System ausgebildet d. h. es wurde der Grundsatz aufgestellt, daß ein Heer sich nicht weiter als fünf Märsche von seinem Magazin entfernen dürfe. Dann wurde Halt gemacht und ein neues Magazin angelegt. In der Mitte, zwei Märsche von der Armee, drei von dem Magazin befand sich die Bäckerei. Nur unter solchen Bedingungen befand sich die Verpflegung völlig gesichert. Denn neun Tage blieb das in der Feldbäckerei gebackene Brod nur genießbar. Zwei Tage gebrauchten die Wagen von der Armee zur Bäckerei, einen Tag Ruhe und Aufladen, zwei zurück: so gingen sie hin und her und ließen einigen Spielraum für unvorgesehene Zufälle, was durchaus nöthig war in Zeiten ohne Chausseen, wo anhaltender Regen die Wege für Lastfuhrwerke zeitweilig unpassirbar machen konnte. Friedrich der Große behielt dieses System bei und erweiterte es durch Verstärkung des Fuhrmaterials wohl zu einem 7 oder gar 9 Märsche=System und das wurde ihm als eine außerordentliche Leistung angerechnet. Ganz correct nach diesem System rückte der Herzog von Braunschweig 1792 in Frankreich ein und verweilte in jeder Festung, die er nahm, einige Tage, um erst ein Magazin anzulegen.

Mit der Fessel, daß man nicht mehr als wenige Märsche hintereinander machen konnte, ist es aber noch nicht genug. Grade dadurch, daß nun die Bewegungen so verlangsamt wurden und die Heere oft lange auf einem Fleck standen, wurde das Requisitions=System ganz zur Unmöglichkeit. Denn dieses System ist offenbar nur anwendbar, wo der Krieg unaufhaltsam vorwärts rollt. Wenn der Krieg sich sieben Jahre auf den

Grenzgebieten der Staaten hin- und herbewegt, so würde Requisition das Land bald in eine Wüstenei verwandeln und dadurch die Annahme eines anderen Systems erzwingen.

Nun ist es freilich bekannt, daß auch Friedrich zuweilen zu Requisition seine Zuflucht genommen hat. Auf dem Marsch von Roßbach nach Leuthen ließ er die Mannschaften zu den Einwohnern in's Quartier legen und von ihnen verpflegen. Auf dem Rückmarsch von Olmütz im Jahre 1758 wurde ganz regelrecht requirirt, und solche Fälle sind noch öfter vorgekommen. Aber es blieben doch immer Ausnahmen, die nur beweisen, was ohnehin selbstverständlich ist, daß der Gegensatz der Systeme kein absoluter, sondern nur ein relativer war. Alles, was wir von Friedrichs Heere gesagt haben, daß es nicht requirirte, daß es keine eigentlichen Dorf- und Waldgefechte lieferte, bedeutet keine Unmöglichkeiten, sondern nur daß diese Dinge der Natur dieses Heeres nicht zusagten und deshalb so viel wie möglich vermieden wurden. Friedrichs Heer bestand ja doch nicht aus lauter Vagabunden und untergesteckten Kriegsgefangenen. Es hatte von Landeskindern wie von Berufssoldaten ganz vorzügliche Elemente in sich, die manchmal z. B. grade um die Zeit der Schlacht bei Leuthen so überwogen, daß die inneren Eigenschaften der Armee von denjenigen der französischen Armee in Napoleons bester Zeit nicht sehr verschieden gewesen sein werden. Aber die einmal herrschenden Principien blieben natürlich darum doch in Kraft.

So außerordentlich verschieden war das Fridericianische Heer von dem Napoleonischen in der Zahl, Zusammensetzung, Taktik, Verpflegung. Naturgemäß resultirt hieraus auch eine große Verschiedenheit in der Strategie.

Man sieht es auf den ersten Blick, wie ein ganz anderes Bild die Feldzüge Napoleons darbieten, als diejenigen Friedrichs. Jahrelang zieht sich in der Epoche des letzteren der Krieg in denselben Provinzen hin und her. Es kommen Feldzüge vor, in welchen überhaupt keine Schlachten geliefert worden und einzig durch die Heftigkeit des Kämpfens steht das Jahr da, in welchem

der König nicht weniger als vier große Schlachten, Prag, Kollin, Roßbach und Leuthen schlägt.

Unter Napoleon ist ein Feldzug wie dieser letzte die Regel; nicht sowohl in der Zahl der Schlachten als in dem unaufhaltsamen rapiden Abbrennen des Kriegsfeuers. Mit einer Schlacht sind halbe Kaiser- und Königreiche unterworfen, im Sturm werden sie durchschritten, mit einer zweiten und dritten ist der Frieden erzwungen und hat ein Sommer dazu nicht ausgereicht, so wird im Winter weitergekämpft, während man in der alten Zeit in die Winterquartiere gegangen wäre.

Wir haben als theils ursprüngliche, theils abgeleitete Unterschiede des Fridericianischen Heeres von dem Napoleonischen gefunden, daß ersteres viel kleiner ist, daß es nicht tiraillirt, daß es nicht requirirt. Alle diese Merkmale sind nicht nur Friedrich, sondern ganz analog auch seinen Gegnern eigenthümlich. Dennoch wirken sie zurück auf die Strategie. Beginnen wir mit der Zahl. In wiefern hat es einen Einfluß auf die Art der Kriegführung, ob auf beiden Seiten 50,000 oder 150,000 Mann miteinander kämpfen?

In der That bedeutet der Unterschied in der Zahl auch einen ebenso großen Unterschied in der Art des Kriegführens. Die Zahl ist ja nicht die einzige Größe, welche in Betracht kommt, sondern ebenso sehr der Raum und die Zeit und die Natur des Landes. Diese sind constant. Auch durch die gleichmäßige Veränderung einer Bedingung bei den beiden Gegnern wird doch der Character der Kriegführung modificirt. Es ist für 50,000 Mann von Berlin nach Paris ebenso weit wie für 500,000. Aber wenn auch den 50,000 nur 50,000, und den 500,000 500,000 Feinde gegenüberstehen, so sind doch nur die letzteren im Stande etwa in das Innerste von Frankreich einzudringen und die Hauptstadt anzugreifen. Jene 500,000 mögen unterwegs $^2/_5$=200,000 Mann zurücklassen, durch Verlust im Gefecht, für Besatzungen, Blokaden: sie kämen immer noch stark genug vor Paris an. Von jenen 50,000 würden weder 20,000 genügen den Weg zu sichern, noch die übrigbleibenden 30,000 eine Stadt wie Paris in Besitz zu nehmen. Schicken diese

5 Husaren in ein Dorf, um den Bauern das Vieh aus den Ställen zu requiriren, so rotten sich die Bauern zusammen und schlagen sie todt. Schickt in demselben Verhältniß jenes andere Heer 50 Husaren, so werden sie ohne Widerstand und Verlust ihren Willen durchsetzen. Es ist nicht uninteressant, sich das für den Vergleich zwischen Napoleon und Friedrich am meisten in Betracht kommende Verhältniß in Zahlen klar zu machen, selbstverständlich mit der Maßgabe daß dieselben nur einen Demonstrations-, keinen realen Werth haben.

Von Berlin bis Wien sind 70 Meilen, von Paris bis Moskau sind 350 Meilen, also fünf Mal so weit. Napoleon bot zu seinem russischen Feldzug im Ganzen über 600,000 Mann auf, Friedrich überschritt 1757 die österreichische Grenze mit im Ganzen 117,000 Mann, also etwa dasselbe Verhältniß 1:5. Günstiger wird sogar noch das Verhältniß für Napoleon, wenn man die Entfernung von der Grenze bis zur feindlichen Hauptstadt in Betracht zieht. Von der Grenze des Großherzogthums Warschau, das Napoleon als eigenes Gebiet betrachten konnte, bis Moskau sind etwa 120 Meilen, nur vier Mal so viel, als die Entfernung von der oberschlesischen Grenze nach Wien, die 30 Meilen beträgt.

In derselben Richtung wie die Verschiedenheit der Zahl wirkt der zweite Unterschied, ob ein Heer fähig ist, sich zeitweilig durch Requisition zu ernähren oder nicht. Ein Feldherr, der sich nach dem Fünfmärsche-System höchstens zwei Tagemärsche, das ist sechs Meilen weit von seinen Bäckereien entfernen darf, muß das Ziel seiner Kriegführung von vorn herein niedriger stecken, als ein Feldherr, der ganz umgekehrt im Interesse seiner eigenen Verpflegung danach streben muß immer rastlos vorwärts zu marschieren.*)

---

*) Müffling, der Generalquartiermeister Blüchers, sagt darüber in den „Marginalien" zu dem Buch „Grundsätze der höheren Kriegskunst für die Generale der österreichische Armee" S. 88.

„Wenn der Angreifende sonst die ihm gegenüberstehende Armee geschlagen hatte, die sich zwischen zwei Festungen durch zurück in das Innere ihres Landes zog, so ging die Verfolgung der geschlagenen Armee nicht

Endlich ist auch die Taktik, die Art der Verwendung der Truppen im Gefecht, von Einfluß auf die Strategie, insofern ein Heer, das fähig ist in aufgelöster Ordnung zu fechten viel mehr darauf rechnen darf, ein ihm convenirendes Terrain zur Schlacht zu finden, als ein Heer, das in der Linear-Ordnung ficht. Letzteres wünscht ja womöglich nur auf ganz ebenem Terrain zu schlagen;*) für das andere giebt es kein völlig unpracticables Terrain.**)

So kommt es, daß ein Heer, welches weder tiraillirt noch requirirt und dazu numerisch klein ist, sehr schnell, wie Clausewitz es ausgedrückt hat, auf dem Culminationspunkt des Sieges anlangt. Es kann nicht weiter in das feindliche Land eindringen: es kann garnicht daran denken, die feindliche Hauptstadt einzunehmen.

---

viel über die Festungen hinaus, denn die siegreiche Armee wurde durch die Korps geschwächt, welche zur Blockade oder Belagerung der Festungen abrücken mußten. Die Blockade war aufs wenigste nöthig, damit die Garnisonen der Festungen nicht durch Ausfälle die Zufuhren wegnehmen oder ruiniren konnten, von welchen die Armee lebte.

Das Requisitionssystem hat hierin eine große Aenderung hervorgebracht. Wenn man nimmt, wo man findet und der Krieg in einer Zeit geführt wird, wo die Scheunen voll sind, so ist es nicht möglich, in einem kultivirten Lande zu verhungern, und der geschlagene Feind kann bis in das Innere seines Landes, und so weit verfolgt werden, daß es ihm nicht mehr möglich ist, sich zu erholen."

*) Friedrich sagt: „Schlachten sind Hauptactionen, bei denen die ganze Armee mit derjenigen des Feindes engagiert ist. Ich nenne sie Affairen auf freiem Felde, weil sie fast nur im offenen Terrain stattfinden." Gedanken und allgemeine Regeln für den Krieg. 1755.

**) Treffend ist der Unterschied charakterisirt in den „Grundsätzen der höheren Kriegskunst für die Generale der österreichischen Armee." (1808.) Abschnitt III. § 5.

„Die größere Mobilität der Truppen [seit der französischen Revolution], vereinigt mit der Art zerstreut zu fechten, veränderte die Stellungskunst auch und erschwerte den Vertheidigungskrieg, da Gegenden, welche nach der bisherigen Formirung der Armeen und ihrer Art zu fechten unzugänglich und undurchdringlich waren, folglich als appuis der Flügel benutzt oder gar nicht besetzt wurden, nun keine Hindernisse mehr darbieten und nicht nur von einzelnen Truppen, sondern auch von ganzen Korps durchzogen werden."

Dies Verhältniß hat die Folge, der Schlacht in der neueren Kriegführung eine ganz andere Bedeutung zu geben, als in dem älteren.

Die Schlacht ist das wirksamste Mittel zur Entscheidung des Krieges. Es scheint kaum ein Fehler in der Strategie begangen werden zu können, der nicht durch eine siegreiche Schlacht wieder gut gemacht werden kann und ein Feldherr, der es dazu bringt, eine Schlacht herbeizuführen und in dieser Schlacht zu siegen, scheint unter allen Umständen für den Zweck des Kriegs richtig gehandelt zu haben.

Danach müßte man meinen, daß wenigstens der Stärkere von zwei Kriegsgegnern von Anfang an und immerfort kein anderes Bestreben haben kann als die Schlacht, um durch wiederholte Siege endlich den Gegner zu zwingen, sich seinen Bedingungen zu unterwerfen.

Dem ist aber nicht unbedingt so. Es giebt auch Pyrrhussiege. Es kann vorkommen, daß der Vortheil, den Jemand von einem Siege zu erwarten hat, so gering ist, daß er im Vergleich zu dem Verlust und der nach dem Schicksal der Schlachten doch niemals völlig ausgeschlossenen Gefahr einer Niederlage, verschwindet und der Feldherr mit Recht rechnen darf, auf anderen Wegen dem Kriegszwecke besser zu dienen.

Ein Feldherr mit einem Heer wie Napoleon oder ein Feldherr unserer Zeit kann in diese Lage und diese Erwägungen nicht wohl gerathen.

Die Menge seiner Truppen erlaubte einem Napoleon stets seinen Sieg bis auf's Aeußerste zu verfolgen und ganze Reiche zu occupiren. Seinen flinken Voltigeurs gegenüber gab es keine unangreifbaren Stellungen und wenn der Feind wirklich einmal eine solche Stellung finden sollte, so war es Napoleon, der durch keine ängstliche Rücksicht auf seine Verpflegung gefesselt war, leicht, solche Stellung zu umgehen, und wenn der Feind ihm auch so nicht schußgerecht kommen sollte, so war seine Armee so zahlreich, daß er an ihm vorbeimarschiren und so viel von seinem Lande occupiren konnte, daß jener endlich herbeieilen mußte, um nicht Alles zu verlieren.

Alles das konnte Friedrich nicht. Die Vortheile, welche er von einem Siege zu erwarten hatte, waren bei weitem geringer. Es ist ihm geschehn, daß er nach dem glänzenden Siege bei Soor in Böhmen doch über das Gebirge nach Schlesien zurückkehren mußte. Er konnte weder verfolgen im Styl Napoleons, noch konnte er so sehr viel von dem feindlichen Lande mit seiner kleinen Armee occupiren. Endlich fand er den Feind häufig in Stellungen, die für die starren Linien seiner Infanterie unangreifbar waren. Sehr viel mehr als bei Napoleon fiel aber bei ihm der Verlust in einer Schlacht in's Gewicht. Die Schlachten selbst waren der Natur der Linear-Taktik gemäß viel blutiger als unter Napoleon — oft fiel ein Drittel und mehr als ein Drittel der Stärke — und dann waren für Friedrich die Verluste viel schwerer zu ersetzen.

Friedrich's System der Strategie, und nicht nur seines, sondern das seiner Epoche, Turenne's, wie Eugen's, wie Marlborough's, wie Ferdinand's von Braunschweig ist aus diesen Gründen nothwendig ein anderes, als dasjenige Napoleons. Suchen wir die Grundzüge desselben zunächst ohne persönlichen Bezug auf Friedrich festzustellen.

Man hat es mit einem nicht geschickt gewählten und unsicher abgegrenzten Namen, die methodische Kriegführung genannt. Der Name ist ungeschickt, da methodisch zuletzt jede in sich einige Kriegführung ist, auch die Napoleons oder Moltkes; die Methode ist nur eine andere als die des 18. Jahrhunderts. Der Begriff ist ferner nicht sicher abgegrenzt, da er vielfach auch für die bloße Ausartung des Systems gebraucht wird. Ich habe es deshalb das System der alten Monarchie genannt, da seine Lebenszeit sich von dem 30jährigen Kriege und Ludwig XIV. bis zur Revolutionszeit erstreckt.

Der Gedankengang dieses Systems ist folgender. Die zu Gebote stehenden Kriegsmittel reichen nicht aus den gegnerischen Staat vollständig niederzukämpfen. Seine Streitkräfte völlig zu zerstören, seine Hauptstadt und den größeren Theil der Provinzen in Besitz zu nehmen, wäre man selbst nach dem größten Siege nicht im Stande. Man muß ihn daher zur Nachgiebigkeit und

zum Frieden nicht sowohl durch Unterwerfung, als durch Ermüdung zwingen. Wenn man ihm eine Grenzprovinz und einige Festungen abnimmt und dort eine Stellung wählt, aus der er nicht hoffen kann uns mit Gewalt zu vertreiben, so wird er sich, nachdem die Spannung einige Zeit lang angehalten und die Finanzen erschöpft sind, bequemen unsere Friedensbedingungen anzunehmen. Das directeste Mittel zu einem solchen Uebergewicht zu gelangen, ist freilich eine Schlacht; es ist aber auch möglich unter Umständen durch geschickte Märsche den Feind zurückzumanövriren. Man muß eine Stellung zu gewinnen suchen, wo man zugleich die eigenen Magazine und die Verpflegung aus ihnen deckt, die des Feindes bedroht oder zerstört; zugleich muß die Stellung eine so große natürliche Stärke haben, daß der Feind sich nicht getraut, uns in ihr anzugreifen. Auf diese Weise hat im Jahre 1744 der österreichische Feldmarschall Traun Friedrich sozusagen ohne einen Schuß zu thun und doch unter dem größten Verlust der Preußen durch Strapazen, Mangel und Desertion aus Böhmen herausmanövrirt. Eine besonders häufig und wirksam angewandte Kriegsweise war, eine feindliche Festung zu belagern und mit der Armee diese Belagerung in einer Stellung zu decken, die der Feind nicht zu forciren wagt. Wenn es gelingt durch gute Vorbereitung, Täuschung und Schnelligkeit eine solche Situation zu schaffen, gewinnt man strategisch ohne die Gefahr und die Verluste einer Schlacht die Oberhand.

Alle Bewegungen, die darauf abzielen, in dieser Weise ohne wesentliches Blutvergießen Vortheile zu gewinnen, nennen wir im engeren Sinne Manöver, im Gegensatz zu denjenigen Bewegungen, welche darauf abzielen, möglichst vortheilhafte Bedingungen für die demnächst zu schlagende Schlacht zu schaffen. Das strategische System der alten Monarchie hat also zwei Pole, das Manöver und die Schlacht. In dem Napoleonischen System spielt das Manöver in dem obigen Sinne so gut wie keine Rolle und kommt nur ganz ausnahmsweise vor. Umgekehrt sind zwei Theoretiker des 18. Jahrhunderts, Lloyd und Bülow, so weit gegangen, die Schlacht für gänzlich überflüssig zu erklären. Man brachte

„Methode“ in die Sache, stellte z. B. für die simple Thatsache, daß die Verpflegung desto sicherer ist, je näher man sich ihr befindet, das „Gesetz“ auf, daß die Armee sich von ihrer „Basis“ (das Gebiet, aus dem sie die Verpflegung bezieht) höchstens so weit entfernen dürfe, daß die Linien, die sie mit den Endpunkten der Basis verbinden einen rechten Winkel bilden, und erklärte: „Kluge Generale werden immer eher diese (Kenntniß des Landes, der Wissenschaft der Stellungen, des Lagerwesens, der Märsche) zur Grundlage ihrer Maßregeln machen, als die Sachen auf den ungewissen Ausgang einer Schlacht ankommen lassen. Wer sich auf diese Dinge versteht, kann Kriegsunternehmungen mit geometrischer Strenge einleiten und beständig Krieg führen, ohne jemals in die Nothwendigkeit zu kommen, schlagen zu müssen.“*)

Daß in der Praxis ein Feldherr jemals diesen Grundsatz aufgestellt hätte, ist mir wenigstens nicht bekannt. Wenn der Marschall von Sachsen, wenn Friedrich selbst es einmal als ein allgemein anerkanntes Axiom ausspricht, daß die Schlacht ein Auskunftsmittel ungeschickter Generale sei, die sich nicht anders zu helfen wüßten, so zeigt gerade die paradoxe Form der Sentenz, ganz abgesehen von entgegengesetzten Aussprüchen, daß das so ernstlich nicht gemeint ist. Wir dürfen also dabei bleiben, daß das System der alten Monarchie dem Feldherrn principiell beide Mittel, die Schlacht und das Manöver zur Verfügung und zur Wahl stellt.

Dies Verhältniß hat nun folgende psychologische Reaction. Wenn der Feldherr die Wahl hat, ob er vermöge einer Schlacht oder eines Manövers einen Zweck erreiche, so wird jede gewöhnliche Natur das Manöver wählen. Die Entscheidung einer Schlacht ist so ungeheuer, der unmittelbare Eindruck des entsetzlichsten Jammers, den sie erzeugen muß, so drückend, die Verantwortung für jeden Befehl von Minute zu Minute so schwer,

---

*) D. H. Gen. v. Lloyd's Abhandlung über die allgemeinen Grundsätze der Kriegskunst. Deutsch. 1783. S. XVIII.

daß der menschliche Geist gern zu Auskunftsmitteln greift, die sich ihm zeigen, vielleicht nur vorspiegeln, als geeignet die Krisis zu umgehen. Hat sich nun erst eine solche grundsätzliche Abneigung auf beiden Seiten gegen die Schlacht gebildet, so wirkt dieselbe wiederum auf ihre Ursache zurück: weiß ein General, daß sein Gegner nur im äußersten Fall sich zur Schlacht provocieren lassen wird, so kann er Stellungen nehmen, Manöver wagen, damit Erfolge erreichen, die er sich wohl versagen müßte, wenn man drüben schlachtmuthiger wäre. So wächst die Möglichkeit, durch bloße Manöver etwas zu gewinnen und mit dieser Möglichkeit auch die Neigung davon Gebrauch zu machen und die Schlacht zu vermeiden. Es hat daher nicht nur Kriegsjahre, sondern ganze Kriege gegeben, die ohne wirkliche Schlacht verliefen; so der sogenannte polnische Thronfolgekrieg, in dessen Folge Lothringen an Frankreich kam.

Eine große Entscheidung kann auf solche Weise natürlich nie gegeben werden; der echt-kriegerische Instinct wird sich immer wieder getrieben fühlen, durch den höchsten Einsatz und die höchste Anstrengung aller Kräfte das Schicksal zu zwingen und mit Gewalt die Wage zu seinen Gunsten herunterzudrücken. Die Frage erhebt sich: wann ist der Moment für eine solche Action gekommen? Berechtigt ist Beides, haben wir gesehen, das Manöver wie die Schlacht: wann ist denn, wenn wir alles Subjective ausscheiden, sowohl die natürliche Schwäche, welche die Schlacht vermeiden möchte, wie die kriegerische Leidenschaft, welche sie sucht, wann ist rein sachlich die Schlacht geboten, die Situation für dieselbe gegeben? Die Antwort ist, daß es die gesuchte rein sachliche Entscheidung nicht giebt. Friedrich hat sich in der bedeutendsten seiner theoretischen Schriften, den „General-Principien vom Kriege“ die Frage casuistisch beantwortet. Hier heißt es in dem Kapitel „Wenn und wie man Bataillen liefern soll“:

„Die Ursahen, wegen welcher man Bataillen liefert, seynd, um den Find zu zwingen, die Belagerung eines euch zuständigen Orts aufzuheben, oder aber um ihn aus einer Provintz zu jagen, deren er sich bemächtiget hat; ferner um in seine eigenen Lande zu penetrirn, oder auch, um eine Belagerung zu thun,

und endlich um seine Hartnäckigkeit zu brechen, wenn er keinen Frieden machen will, oder aber auch, um ihn wegen eines Fehlers zu strafen, welchen er begangen hat. — —

„Allen diesen Maximen füge ich noch hinzu, daß Unsere Kriege kurtz und vives seyn müssen, maßen es uns nicht conveniret, die Sachen in die Länge zu ziehen, weil ein langwieriger Krieg ohnvermerkt Unsere admirable Disciplin fallen machen, und das Land depeupliren, Unsere Ressources aber erschöpfen würde.“ — — „Mit einem Wort, in Sachen so Bataillen betreffen, muß man der Maxime des Hebräischen Sanhedrin folgen, daß es besser sey, daß ein Mensch sterbe, als daß das gantze Volck verderbe.“

So ausführlich die Vorschrift ist, so sieht man doch, daß die eigentliche Entscheidung ganz den persönlichen Entschlüssen des Feldherrn überlassen bleibt. Denn die Hauptfrage ist unbeantwortet, ob sich gegebenen Falles die einzelnen Zwecke nicht auch durch Manöver erreichen lassen, und gar „die Hartnäckigkeit des Feindes zu brechen“ ist wohl von Anfang an der Zweck des Feldherrn, es fragt sich aber, wann der geeignete Moment dazu gekommen ist. Die moderne napoleonische Kriegskunst hat mit allen diesen Fragen nichts mehr zu thun: ihr hat die Schlacht einen Zweck, der in Friedrich's Aufzählung nicht vorkommt, nämlich die materiellen und moralischen Kräfte des Feindes zu zerstören. Der Sieg ist ihr daher Selbstzweck, immer nützlich, immer geboten. Die Ueberlegung „soll ich jetzt schlagen“ existirt garnicht, sobald sich eine Aussicht auf Erfolg zeigt. Die Kriegführung ist dadurch ungemein vereinfacht. Wir hören in den neueren Kriegen nichts mehr wie in den älteren von besonders „unternehmungslustigen“ Generalen, sie sind alle unternehmungslustig, denn sie haben gar keine Wahl mehr über das „ob“, nur noch über das „wie“. Im 18. Jahrhundert muß der Feldherr sich zur Schlacht jedesmal besonders entschließen; er muß diesen Entschluß jedesmal von Neuem durch den ganzen Druck der ungeheuren Gefahr, der ungeheuren Verantwortung hindurcharbeiten, ein Druck, der um so stärker wirkt, als so viele Momente der Berechnung unbekannt und unbestimmt sind, als

man nie genau weiß, wie stark der Feind ist, welche unvermutheten Hindernisse etwa noch auftauchen werden.

Hier haben wir nun das Moment des Unterschiedes zwischen Friedrich dem Großen und seinen Zeitgenossen.

Der natürliche kriegerische Instinkt fordert von dem Feldherrn die Entscheidung der Schlacht. Ein Sieg, ein Sieg in einer großen Schlacht lebt ewig; er zerstört nicht nur materiell die Streitmacht des Feindes, sondern er bricht auch seine Zuversicht und seine Energie. Die weltgeschichtlichen Abwandlungen in den Geschicken der Menschheit bewegen sich in den Angeln der Schlachten. Keine wahrhaft große Feldherrn-Anlage ist denkbar, die nicht mit einer Art Leidenschaft sich getrieben fühlt, die große Schicksals-Entscheidung herauszufordern, an dem Ungeheuersten, was die Menschheit kennt, die eigene Kraft zu messen, mit dem Sieg sich selbst und seine Sache zu krönen. Diesem Zuge folgte die gewaltige Feldherrn-Natur Karl's XII., ohne hinter sich zu sehen und — sie führte ihn nach Pultawa. Friedrich aber war mehr als Karl XII., weil er diesem Triebe nicht nachgab, weil er nicht nur die Kraft, sondern auch die Grenzen der Kraft seines Staates und Heeres erkannte, weil er seine eigene Leidenschaft zu bändigen wußte und bei dem strategischen System seiner Zeit verblieb. Innerhalb dieses strategischen Systems aber ist es, daß seine Ueberlegenheit über alle seine Zeitgenossen zur Geltung kommt, dadurch daß er sie in der specifisch kriegerischen Eigenschaft, der Kühnheit, so unendlich überragt und vermöge dieser Eigenschaft fortwährend, um bei jenem Bilde zu bleiben, dem Pol der Schlacht zustrebte in derselben Art wie jene sich dem entgegengesetzten Pol, dem des Manövers, nahe hielten.

Es ist klar, daß ein Feldherr von solcher Geistesrichtung practisch hier und da leicht zu einer Strategie kommen konnte, deren Verschiedenheit von der Napoleonischen nicht auf den ersten Blick zu erkennen ist. Das System der alten Monarchie verlangt die Schlacht nicht um ihrer selbst, um des Vernichtungsprincips willen, sondern es soll noch ein besonderer, bestimmter Grund dafür vorhanden sein. Wohl! Wenn nun in einer längeren Kriegs-Periode fortwährend solche besonderen Gründe für die

Schlacht vorhanden sind und der Feldherr die Entschlossenheit hat, darauf hin fortwährend die Schlacht zu erstreben, so wandelt er in dieser Zeit practisch auf den Wegen der Napoleonischen Strategie. Friedrich der Große nahm mehrfach diesen Weg und das ist die Veranlassung zu einem weitverbreiteten historischen Mißverständniß geworden. Als Napoleon die Staaten und Kriegssysteme des alten Europa über den Haufen warf, kam ihm dabei nicht am wenigsten zu Hülfe, daß die ihm gegenüberstehenden Feldherrn noch sämmtlich in den Grundsätzen der alten Strategie, die sich zur „Methodik" verknöchert hatte, befangen waren: sie glaubten noch an „die magische Kraft des Manövers" und ehe sie sich's versahen, war der Feind auf sie gefallen und hatte sie geschlagen. Auch der Erzherzog Karl hing noch den älteren Grundsätzen an*) und namentlich in den Feldzügen von 1814 machten diese Grundsätze im großen Hauptquartier dem einzigen unter allen Generalen der Verbündeten, der sie völlig überwunden hatte, Gneisenau (mit Blücher), die unsäglichsten Schwierigkeiten. Auch die Fehler, welche Wellington 1815 machte und welche zwar nicht ihm, aber den Preußen die Niederlage von Ligny eintrugen, entsprangen der älteren, nunmehr veralteten strategischen Anschauung dieses sonst höchst bedeutenden Generals.

Erst der Erziehung durch Clausewitz ist es gelungen, den alten Sauerteig aus dem Geist des preußischen Officiercorps völlig auszufegen. Erfahrungsmäßig geschieht es nun aber, wenn eine neue Anschauung eine ältere verdrängt, daß der Kampf nicht als ein relativer, sondern als ein absoluter aufgefaßt wird: die Anhänger des Neuen sagen nicht zu denen des Alten: ihr habt früher

---

*) Erzherzog Karl lehrt in seinen Grundsätzen der Strategie (Ausgabe v. 1862) S. 8: „In jedem Lande giebt es strategische Punkte, die für das Schicksal desselben entscheidend sind; weil man durch ihren Besitz den Schlüssel des Landes gewinnt und sich seiner Hilfsquellen bemächtigt." Ebenso S. 11: „Die entscheidende Wichtigkeit der strategischen Linien macht es zum Gesetz, sich zu keiner Bewegung, auch selbst durch die größten taktischen Vortheile verleiten zu lassen, durch welche man sich so weit oder in einer solchen Richtung von denselben entfernt, daß sie den Feinden Preis gegeben werden."

wohl Recht gehabt, jetzt aber sind die Zeiten anders, sondern sie sagen: ihr vertretet etwas durchaus Verkehrtes und Thörichtes. Der Widerstand reizt die Leidenschaften; je mehr Unheil die „Methodik" über Preußen gebracht, je schwerer Gneisenau mit ihr zu ringen gehabt hatte, mit desto größerem Haß und Zorn wurde sie von der nächsten Generation verurtheilt. Als man im November 1813 am Rhein anlangte und Gneisenau den Vormarsch auf Paris forderte, setzte ihm der eigene König den weisen Satz entgegen, der Rhein sei ein Abschnitt und nach den Regeln der Kriegskunst müsse man sich an einem Abschnitt erst sammeln, ehe man weiter vorgehe; als man glücklich bis Langres gekommen war, docierte die österreichische Strategie und Knesebeck, der General-Adjutant Friedrich Wilhelms III., Langres liege auf dem Plateau, welches die Wasserscheide von Frankreich bilde; wer die Höhe habe, beherrsche das Land; weiter nach Frankreich hinein gebe es eine solche Stellung nicht mehr, folglich müsse man hier auf dem Plateau von Langres Halt machen; als nun gar die Unglücksfälle an der Marne und Seine eingetreten waren, da riefen alle die Weisen: das kommt davon, wenn man die Regeln der Kunst vernachlässigt und in ein Land eindringt, ehe man die Grenzfestungen eingenommen hat. In Wirklichkeit entsprang umgekehrt die Verzögerung des Erfolges, der Einnahme von Paris, die man füglich schon im December 1813 hätte erreichen können, gerade dieser mattherzigen strategischen Ueberklugheit. Das waren die Früchte, das war die lebendige Anschauung von der „methodischen Kriegführung", unter deren Eindruck die heute lebende Generation aufgewachsen ist. Und aus diesem selben System sollte die Kriegführung Friedrichs des Großen entsprungen sein? Die Generation der Freiheitskriege selbst hat diese Frage noch nicht aufgeworfen; sie reichte noch vielfach mit ihren Erinnerungen bis zu Friedrich hinauf und urtheilte aus eigener Anschauung. So schrieb der Feldmarschall von Boyen, in seinen „Beiträgen zur Kenntniß Scharnhorst's": „Bei den Manöverkriegen, in denen künstliche Bewegungen die Schlacht zum Theil vermeiden oder sie nur unter vollständig günstigen Umständen herbeiführen sollen (das System des großen Friedrich)" . . . 2c.

Nicht anders urtheilte Napoleon, wenn er sich über Friedrich zu erheben vermeinte mit den Worten „nur ein vulgärer Ehrgeiz könne jene Mittel gebrauchen (nämlich die Manöver) deren sich Ludwig XIV. und Friedrich II. bedient.“ Auch Clausewitz ist es niemals eingefallen, Friedrich principiell eine andere Strategie zuzuschreiben als seinen Zeitgenossen. Die nächste Generation aber, die sich an die allgemeinen Eindrücke hielt, glaubte es mit dem Respekt vor Friedrich nicht vereinigen zu können, daß auch er „methodisch“ manövrirt haben sollte. Da redeten Hohenfriedberg und Prag, Leuthen und Torgau doch eine andere Sprache! Die Zusammenstellung Friedrichs mit den Methodikern schien nicht nur falsch, sie schien beleidigend und empörend. Nicht Friedrichs, Dauns Kriegführung war es, welche in den Leistungen der Braunschweig, Schwarzenberg, Langenau, Knesebeck fortlebte. Friedrichs Strategie war eine ganz andere gewesen. So bildete sich allmählich die Ansicht, daß der Unterschied zwischen Friedrich und seinen Zeitgenossen gerade darin bestanden habe, daß er, der große König, und er allein bereits das Napoleonische, das Schlacht-Prinzip erkannt und geübt und dadurch eine so unermeßliche Ueberlegenheit über seine Gegner gewann.

Dies Räsonnement entspringt aus einem doppelten Irrthum. Man verwechselt die Begriffe „System“ und „Geist“; in demselben „System“ kann ein sehr verschiedener „Geist“ herrschen. Daß Schwarzenberg dem strategischen System der alten Monarchie anhing, widerlegt so wenig, daß Friedrich es ebenfalls that, wie Wöllner gegen Luther, Don Quixote gegen Parcival angerufen werden kann. Das führt auf den andern Fehler, eine Auslassung, nämlich die des historischen Moments, die Nichtberücksichtigung der Verschiedenheit der Epochen. Der österreichische General Duka, der Vertrauensmann des Kaisers Franz spottete einmal über das Vorwärtsdrängen nach Paris 1814; Eugen und Marlborough seien doch wohl auch große Generale gewesen und hätten doch nie eine Invasion in das innere Frankreich unternommen. Ich weiß nicht, ob ihm damals Jemand sofort die richtige Antwort gegeben hat — für uns liegt sie heute auf der Hand: daß eben seit der französischen Revolution eine neue Epoche der Weltge-

schichte eingetreten ist und in dieser auch die Strategie andere Grundsätze angenommen hat. Wenn der General Duka in den Schriften Friedrichs belesen gewesen wäre, so hätte er sich auch auf dessen Autorität berufen können. Es existirt eine Abhandlung Friedrichs „Réflexions sur les projets de campagne“ aus dem Jahre 1775,*) in welcher ein Kriegsplan gegen Frankreich skizzirt wird unter Verhältnissen, die eine gewisse Aehnlichkeit mit denen von 1814 haben, insofern Friedrich eine große Alliance annimmt, die mit großer numerischer Uebermacht Frankreich angreifen will. Nur entfernt nimmt Friedrich hierin die Bedrohung oder gar die Einnahme von Paris in Aussicht, jedenfalls aber nicht für das erste Jahr des Kriegs, wo er die Einnahme der Grenzfestungen — ganz wie Duka es wollte — als Ziel setzt; das kleine Bergues (St. Vinox) und Dünkirchen scheint ihm für den ersten Feldzug schon genug, wenn es möglich sei, noch außerdem Gravelingen.

Folgt etwa hieraus, daß Friedrich 1814 auf Duka's Seite gestanden haben würde? Der versteht sich auf historische Persönlichkeiten schlecht, der glaubt, daß sie mit der Form und dem Wortlaut, den sie selbst ihren Anschauungen verliehen haben, in andere Zeiten versetzt werden könnten. In den Dutzenden von Bänden, welche Friedrichs Schriften, Briefe, Instructionen, Ordres ausfüllen, findet sich, so viel man auch danach gesucht hat, keine Aeußerung, welche schließen ließe, daß der König theoretisch denselben strategischen Anschauungen gehuldigt habe wie Gneisenau: dennoch ist nichts gewisser, als daß er 1814 sich für ihn und nicht für Duka, Schwarzenberg, Langenau, Knesebeck entschieden haben würde. Ja, dieser Satz läßt sich sogar umkehren. Wir haben bereits zur Zeit des siebenjährigen Krieges Männer, welche den Cardinalsatz der napoleonischen Strategie proclamirt haben. Kaunitz hat ihn ausgesprochen, der französische Minister Choiseul hat ihn ausgesprochen, ja sogar der Kaiser Franz, der Gemahl der Maria Theresia, hat mit einer Präcision, über die unsere doctrinären Strategiker — so kann

*) Oeuvres T. 29, p. 63.

man sie nennen wegen der Nicht-Berücksichtigung des historischen Moments — jubeln würden, wenn sie sie in Friedrichs Werken entdecken könnten, Kaiser Franz also hat einmal geschrieben: „nous devon ne pas pance a la conquet de pei met seuleman NB NB a la destruquesion de son arme care ci on peut luy Ruine celle les pei nous viendron deux meme.“ Das heißt in's Lesbare übersetzt: „nous devons ne pas penser à la conquête du pays, mais seulement NB NB à la déstruction de son armée; car si on peut lui ruiner celle, les pays nous viendront d'eux mêmes“ und auf deutsch: „Wir müssen nicht an die Eroberung des Landes denken, sondern allein notabene notabene an die Zerstörung seiner Armee, denn wenn man ihm diese ruiniren kann, fallen uns die Länder von selbst zu.*)

Glaubt man, daß Kaiser Franz auf Grund dieser seiner Erkenntniß im Jahre 1814 zum Schlesischen Hauptquartier gehalten haben würde? Gewiß nicht und zwar deshalb, weil solche theoretische Erkenntniß allein für die Kriegführung unendlich wenig bedeutet; man sieht es ja, die theoretische Aufklärung ist den österreichischen Generalen nicht verborgen geblieben, der gute Rath ist ihnen ertheilt worden, aber es war Niemand unter ihnen, der den Muth gehabt hätte ihn auszuführen.

Wir müssen nunmehr dazu schreiten aus Friedrichs Worten und Thaten eingehend nachzuweisen, daß er wirklich auf dem Boden des strategischen Systems der alten Monarchie gestanden hat. Zunächst aus den Worten; wir beginnen aus noch zu erörternden Gründen mit dem Jahr 1745.

Vor der Schlacht bei Hohenfriedberg (1745) schrieb Friedrich an Podewils: „Es bleibt mir kein Ausweg — — eine Schlacht ist unter allen möglichen Dingen, die ich finden kann, das einzig passende.“ „Cet émétique décidera en peu d'heures du sort du malade.**) Dasselbe Bild „émétique“ für eine Schlacht gebraucht Friedrich

*) An Karl von Lothringen (31. Juli 57). Arneth, Gesch. Maria Theresia's Bd. V. S. 504. Anmerk. 282.

**) Polit. Corresp. IV p. 149.

später noch sehr häufig, z. B. in einem Brief an den Prinzen Heinrich vom 20. Januar 1762.

In einem Brief an den Marschall von Sachsen*) (3. October 1746) äußert sich Friedrich folgendermaßen:**)

„So lange man in der ersten Jugendhitze seiner zu lebhaften und nicht durch die Erfahrung gezügelten Einbildungskraft folgt, opfert man glänzenden Thaten und Aufsehen erregenden, seltsamen Dingen alles. . . .

„In den ersten Jahren, nachdem ich den Befehl über mein Heer übernommen hatte, war ich für weit ausgreifende Unternehmungen (pointes); aber alle Begebenheiten, denen ich beiwohnte oder an denen ich selbst Antheil hatte, haben mich davon abgebracht. Diese weit ausgreifenden Unternehmungen sind Schuld am Verlust meines Feldzuges von 1744. . . .

„Aus einem Fabius kann immer ein Hannibal werden; aber ich glaube nicht, daß ein Hannibal im Stande ist, das Verfahren eines Fabius zu befolgen."

In den General-Prinzipien vom Kriege, der umfassendsten seiner theoretischen Schriften (etwa 1747), sagt der König in der theilweisen schon oben angezogenen Stelle: „Die Bataillen decidiren von dem Schicksal eines Staates; wenn man Krieg führt, so muß man allerdings zu decisiven Momenten kommen, entweder, um sich aus den Embarras des Krieges zu ziehen, oder um seinen Feind darin zu setzen, oder um die Querelles auszumachen, die sonsten niemahls zu Ende kommen würden."

„Ein vernünftiger Mann muß niemahlen eine Demarche thun, sonder einen guten Beweggrund dazu haben: noch viel weniger aber muß der General von einer Armee jemals Bataillen liefern, ohne daß er einen importanten Zweck dadurch suche. — — Allen diesen Maximen füge ich noch hinzu, daß unsere Kriege kurtz und vives sein müssen, maßen es uns nicht conveniret die Sachen in die Länge zu ziehn, weil ein langwieriger Krieg ohnvermerkt Unsere admirable

*) Uebers. v. Zimmermann, Beiheft z. Milit. Wochenbl. 1882, Erstes Heft S. 53.

**) Polit. Corresp. V p. 201.

Disciplin fallenmachen und das Land depeupliren, Unsere Ressources aber erschöpfen würde. — Mit einem Wort in Sachen, so Batraillen betreffen, muß man der Maxime des Hebräischen Sanhedrin folgen, daß es besser sei, daß ein Mensch sterbe, als daß das ganze Volk verderbe."

In der Art de guerre (etwa 1750) heißt es (Oeuvres X, 268):

„Et n'engagez jamais sans de fortes raisons
Ces combats où la mort fait d'affreuses moissons."

In den „Pensées et règles générales pour la guerre" (1755), wohl schon im Hinblick auf den sich vorbereitenden Sturm geschrieben, ist ein direkter Rath, die Schlachtentscheidung zu suchen, gar nicht enthalten. Dagegen ist in dem Artikel von den Feldzugs-Entwürfen gesagt, daß ein guter Feldzugsplan den Krieg entscheiden könne durch die Vortheile, „welche Euch entweder Eure Streitkräfte, oder die Zeit, oder eine Stellung, die Ihr zuerst in Besitz nehmt, gewähren." „Das Gute eines Kriegsplans", heißt es weiter, „besteht darin, daß Ihr selber wenig wagt, den Feind aber in Gefahr bringt, Alles zu verlieren."

1757, einige Wochen nach der Schlacht bei Kollin, schreibt Friedrich an den Prinzen von Preußen: „Meine Meinung ist, daß wir es sobald als möglich, an einem oder dem andern Orte, auf eine entscheidende Bataille ankommen lassen. Die beständigen Rückmärsche taugen nicht; in solchen verzweifelten Umständen, wie die unsrigen, müssen verzweifelte Hülfsmittel ergriffen werden."

In den im Herbst 1759 niedergeschriebenen Betrachtungen über das militärische Talent und den Charakter Karls XII. heißt es, der König habe bei mancher Gelegenheit sparsamer mit Menschenblut sein können. „Es giebt allerdings Lagen, wo man sich schlagen muß; man soll sich aber nur dann darauf einlassen, wenn man weniger zu verlieren, als zu gewinnen hat, wenn der Feind, sei es beim Lagern, sei es beim Marsch, nachlässig ist, oder wenn man ihn durch einen entscheidenden Schlag zwingen kann, den Frieden anzunehmen. Es steht übrigens fest,

daß die meisten Generale, welche sich leicht auf eine Schlacht einlassen, nur deshalb zu diesem Auskunftsmittel greifen, weil sie sich nicht anders zu helfen wissen. Weit davon entfernt, dieses ihnen als Verdienst anzurechnen, sieht man es vielmehr als ein Zeichen von Mangel an Genie an."

Ueber die Genesis der Schlacht bei Torgau sagt der König in der Geschichte des Krieges:

„Nachdem reiflich alle Gründe geprüft und abgewogen waren, wurde beschlossen, das Schicksal Preußens dem Schlachtenloose anzuvertrauen, wenn es anders nicht gelingen sollte, Daun aus Torgau, welches er besetzt hielt, durch Manöver zu entfernen."

In der Einleitung zur „Geschichte des Siebenjährigen Krieges" heißt es:

„Es ist sehr wahrscheinlich, daß die österreichischen Generale nicht abgehen werden von der Methode des Marschall Daun (welche ohne Widerspruch die gute ist) und daß man sie beim nächsten Krieg ebenso aufmerksam finden wird, sich gut zu postiren, wie in diesem. Das zwingt mich zu bemerken, daß ein General Unrecht haben würde, wenn er darauf losgeht, den Feind in Gebirgsstellungen oder coupirtem Terrain anzugreifen. Der Drang der Umstände hat mich bisweilen gezwungen zu diesem Aeußersten zu schreiten; aber wenn man Krieg mit gleichen Kräften führt, so kann man sich sichere Vortheile durch List und Geschicklichkeit verschaffen, ohne sich so großen Gefahren auszusetzen. Häuft viele kleine Vortheile, ihre Summe bringt große zusammen. Uebrigens ist der Angriff eines gut vertheidigten Postens ein hartes Stück Arbeit; man kann leicht zurückgeworfen und geschlagen werden. Man siegt mit einem Opfer von funfzehn- und zwanzigtausend Mann; das legt eine schwere Bresche in eine Armee. Die Rekruten, selbst angenommen ihr habt deren genug, ersetzen die Zahl aber nicht die Qualität der Soldaten, welche ihr verloren habt. Das Land entvölkert sich, indem es die Armee erneuert; die Truppen degeneriren, und wenn der Krieg lange währt, findet man sich endlich an der Spitze von schlecht exercirten, schlecht disciplinirten Bauern,

mit denen ihr kaum wagt vor dem Feinde zu erscheinen. In einer bösen Situation mag man sich muthig von den Regeln emancipiren, die Nothwendigkeit allein kann uns zu verzweifelten Mitteln treiben, wie man den Kranken ein Brechmittel giebt, wenn kein anderes Heilmittel bleibt. Aber diesen Fall ausgenommen, muß man meiner Meinung nach mit mehr Schonung vorgehen und nur mit guter Berechnung agiren, weil im Kriege der, der das Wenigste dem Zufall überläßt, der geschickteste ist."

In seinem sogenannten „Militärischen Testament" (1768)*) schreibt der König:

„Man muß darauf rechnen mit den Oesterreichern nur noch einen Postenkrieg zu führen. Die Ueberlegenheit unsrer Kavallerie und die Beweglichkeit unsrer Infanterie zwingen sie, die großen Ebenen zu vermeiden. Böhmen, Mähren, die sächsischen und schlesischen Grenzen bieten ihnen ein geeignetes Terrain, um sich auf die Vertheidigung zu legen. Ich habe keinen Grund zu glauben, daß sie es wagen werden, entscheidende Schlachten zu liefern, aber wohl mit Macht über irgend ein Detachement herzufallen, es aufzuheben oder zu vernichten. Wenn der Krieg indessen noch zu meinen Lebzeiten geführt wird, so würde ich Euch sagen, in welcher Weise ich glauben würde gegen sie auftreten zu müssen. — —

„Ich würde zunächst soviel Land erobern, daß das Herbeischaffen der Lebensmittel mir gestatten würde, auf Kosten des Feindes zu leben und das für mich günstigste Terrain zum Kriegsschauplatze auszuwählen; ich würde mich beeilen, meine Vertheidigungslinie zu befestigen, bevor der Feind in meiner Nähe erschiene. Ich würde das Terrain von allen Seiten soweit rekognoszieren lassen, als man Streifparteien vorschicken kann; ich würde schleunigst Karten von allen Terrainstrecken aufnehmen lassen, die geeignet wären unsern Gegnern zum Lager zu dienen, auch von allen Wegen, die dorthin führen können. Auf diese

*) Zum ersten Mal herausgegeben von v. Taysen in der Miscellaneen z. Gesch. Friedrich d. Gr., Berlin 1878. Die Uebersetzung, wie die meisten andern nach den „Militärischen Klassikern."

Weise würde ich mir Kenntniß des Landes verschaffen und meine Karten gäben mir Aufklärung über die angreifbaren oder unangreifbaren Stellungen, wo die Oesterreicher im Begriff wären sich aufzustellen. Ich würde es mir nicht angelegen sein lassen, allgemeine Gefechte zu beginnen, weil man eine Stellung nur mit beträchtlichen Verlusten erobern kann, und weil in gebirgigem Lande die Verfolgungen nicht entscheidend werden können; aber ich würde mein Lager gut sichern; ich würde es mit aller Sorgfalt befestigen und alle meine Absichten darauf richten, gründlich die Detachements des Feindes zu schlagen, denn wenn Ihr eines seiner detachirten Korps vernichtet, bringt Ihr Verwirrung in seine ganze Armee, da es viel leichter ist 15,000 Mann zu erdrücken als 80,000 zu schlagen; und während Ihr weniger wagt, thut Ihr doch fast dasselbe. Kleine Erfolge vervielfältigen, heißt nichts anderes als allmählich einen Schatz aufhäufen. Mit der Zeit ist man reich und man weiß nicht wie. Man darf den Angriff starker Stellungen nur im äußersten Nothfalle unternehmen. Warum? — Weil alle Nachtheile auf Seite des Angreifers sind. Wenn ein geschickter General einen Posten nimmt, wird er keine Höhe bis auf 3000 Schritte von sich unbesetzt lassen, wo man eine Batterie aufwerfen könnte. Ihr dürft beim Beginn der Aktion Eure Kavallerie nicht mit Euch nehmen, wenn Ihr sie nicht unnützer Weise ruiniren wollt. Ihr könnt weder Eure Flinten noch Eure Kanonen gegen eine beherrschende Höhe, die Ihr angreift, in Gebrauch setzen; das hieße gegen Menschen, die mit allerlei Waffen versehen sind, Bauern führen, die als einzige Waffe bloße Stöcke haben, und Ihr habt das Kleingewehrfeuer des Feindes, seine Kanonenkugeln und das Kartätschfeuer, unendlich mörderischer als das andere, auszuhalten und die Kavallerie, deren sich der Feind ebenfalls bedienen kann. —

— — — — — — — — — — — — —

„Es ist ein großer Irrthum zu glauben, die Schlachten in der Ebene seien nicht ebenso gewagt als die gegen feste Stellungen. Die Kanone wirkt in freier Ebene fürchterlich, und das Schlimme ist, wenn Ihr den Feind angreift, sind alle seine Batterien be-

reits errichtet, und er kann auf Euch feuern, während Ihr die Euren erst ansetzt; und das ist ein ungeheurer Unterschied!"

In den „Projets de campagne" (1775) schreibt der König: „Liefert niemals eine Schlacht nur um den Feind zu besiegen, sondern um die Pläne zu verfolgen, die ohne diese Entscheidung verhindert sein würden". („Ne livrez pas bataille pour vaincre l'ennemi seulement, mais pour exécuter les suites de votre projet, qui se serait trouvé arrêté à moins de cette décision.")

Ich glaube, wir haben hiermit an Citaten genug. Wir haben sie chronologisch geordnet, allen verschiedenen Lebensabschnitten des Königs entnommen, der ersten Kriegsperiode, der Zwischenzeit vor dem siebenjährigen Kriege, diesem Kriege selbst und der Zeit nachher. Die allgemeine Uebereinstimmung springt sofort in die Augen, wenn man daneben den Ausspruch Napoleon's hält: „Je ne connais que trois choses à la guerre; c'est faire dix lieues par jour, combattre et rester en repos."

Nirgends ist von Friedrich die Schlacht in dieser Bedingungslosigkeit verlangt; Napoleon fordert sie absolut und ausschließlich, Friedrich immer nur relativ; mehrfach ist sie als ein Mittel der Verzweiflung, ein Heilmittel in schlimmer Lage angesehen. In den letztcitirten Stellen ist sogar direct davon abgerathen.

Die wichtigste Stelle, weil vor dem Siebenjährigen Kriege geschrieben, ist die aus den General-Principien (1747).

Der Satz „die Bataillen decidiren von dem Schicksal eines Staates" wird hier an die Spitze gestellt, enthält aber nicht die Fortsetzung „deshalb muß man im Kriege nach nichts anderem streben, als alle seine Kräfte zusammenzunehmen zu einem entscheidenden Schlage und alles Andere als Nebensache betrachten", sondern er erhält die Einschränkung: aber man muß eine Schlacht nicht ohne einen importanten Zweck liefern. Die Bataillen decidiren also nach der Meinung des Königs nicht direkt und unmittelbar das Schicksal der Staaten, sondern nur unter besonderen Umständen, wenn sie anderweitige, ihnen selbst fremde Vortheile im Gefolge haben.

Zum Schluß weist der König an dieser Stelle noch einmal darauf hin, daß gerade Preußen Schlachten nicht scheuen dürfe. Die Schlacht ist, nach dem Grundsatze des Sanhedrin, als ein zwar bedauerliches, aber unumgängliches Opfer, als ein Uebel, aber als ein nothwendiges zu betrachten.

Man hat, befangen in der Vorstellung, das moderne Kriegssystem sei das einzig und für alle Epochen gleich wahre und gültige, Friedrich auf die Weise in dasselbe einzuordnen gesucht, daß man sagte, er habe es befolgt, „insofern es den damaligen Weltverhältnissen angemessen war und insoweit es die besondere Lage Preußens gestattete." Die General-Principien besagen, wie wir sehen, das gerade Gegentheil: nicht behufs einer Einschränkung des Schlacht-Princips werden die besonderen Verhältnisse Preußens von dem Könige angeführt, sondern zur Verstärkung desselben: denn „Preußens Kriege müssen kurtz und vives sein". An anderer Stelle weist er darauf hin, daß die Stärke der Preußischen Truppen in ihrer Schlacht-Tüchtigkeit liege. Trotz dieser sozusagen Selbst-Anspornung aber fällt es dem König nicht ein, das absolute Schlacht-Princip aufzustellen und wie weit er von diesem Princip entfernt ist, zeigt noch besonders ein Zwischensatz in den General-Principien, den wir bisher ausgelassen haben. Der König sagt:

„Man obligirt den Feind zu schlagen, wenn man einen forcirten Marsch thut, wodurch Ihr ihn in den Rücken kommet und ihn von den so hinter ihn lieget, abschneidet, oder auch, wenn man einer Stadt drohet, an deren Conservation ihn zum höchsten gelegen ist. Man nehme sich aber sehr wohl in acht, wenn man dergleichen Arten Manövres mit der Armee machen will, und hüte sich nicht weniger, daß man sich nicht in dasselbige inconveniens bringe, noch sich dergestalt postire, daß der Feind seines Ortes, Euch von Eueren Magazinen abschneiden kann." Sicherlich will der König nicht zu einer Schlacht rathen, bei der nicht mit einiger Gewißheit auf den Sieg zu rechnen ist. Selbst die Hoffnung auf einen Sieg scheint ihm also die Schädlichkeit des Verlustes der Operationslinie (wie es heute heißt) nicht aufzuwiegen. Das ist genau derselbe Grundsatz, den wir oben aus

dem Werke des Erzherzogs Karl allegirt haben — nur mit dem Unterschied, daß was für König Friedrich richtig, für den Erzherzog falsch war.

Keiner der Vertheidiger der absoluten Gültigkeit des modernen strategischen Systems hat es bisher versucht, sich mit diesem völlig klaren und einwandfreien Wort des Königs aus der Epoche seiner Vollkraft zwischen dem Zweiten Schlesischen und dem Siebenjährigen Krieg auseinanderzusetzen. Befangen in der modernen Doctrin und zugleich beherrscht von dem natürlichen Gefühl, daß Friedrich nothwendig kein anderes als das richtige System der Strategie gehabt haben könne, sucht man die auf Schritt und Tritt sich aufthuenden Widersprüche mit der ganz allgemein gehaltenen Formel zu überkleben „so weit seine Verhältnisse es ihm gestatteten". Man bemerkt dabei nicht, daß man sogar mit dieser Formel in Wahrheit schon von der Strenge der Doctrin abgewichen ist. Denn so gut man sagen kann „Friedrich befolgte das moderne System, so weit seine Verhältnisse es ihm gestatteten" — so gut kann man auch sagen „die Verhältnisse des 18. Jahrhunderts gestatteten überhaupt das moderne strategische System nicht". Damit würde man practisch zu der von mir vorgetragenen Auffassung gelangt sein. Unrichtig bliebe dabei freilich immer noch die Auffassung des psychologischen Processes in Friedrichs Seele: denn bei diesem haben sich, wie alles Vorhergehende beweist, die Anschauungen nicht in der Art gebildet, daß er von einem absoluten Satz ausgegangen wäre und sich dann die für ihn gebotenen Ausnahmen construirt hätte, sondern umgekehrt, er ist theoretisch von dem relativen Satz ausgegangen und hat sich practisch, getrieben durch die besonderen Verhältnisse Preußens und seinen eigenen Muth, dem reinen Schlacht-Princip mehr als irgend einer seiner Zeitgenossen genähert.

In den Streitschriften, die mehrfach über die Strategie Friedrich's gewechselt worden sind, ist meine Auffassung häufig so wiedergegeben worden, als hätte ich Friedrich zum Methodiker im Sinne Lloyd's und Bülow's machen wollen. Es sei mir deshalb gestattet, hier ausdrücklich zu bemerken, daß ich von An-

fang an die beiden Pole der Fridericianischen Kriegführung scharf heraushebend, gesagt habe: Friedrich hat die Schlacht für ein Uebel gehalten, dem man sich nur im Nothfall unterziehen müsse, und: Friedrich ist nie in den Fehler verfallen, zu meinen, ein Krieg könne entschieden werden nicht durch wirkliches rothes Blut, sondern durch Manöver.*) Indem man den zweiten Satz ignoriert, macht man den ersten zu einer Carricatur und bei der Polemik gegen eine Carricatur kann natürlich nicht viel mehr herauskommen, als bei dem bekannten Kampf gegen Windmühlen. Wenn aber auch nicht sachlich, so lassen sich doch taktisch zuweilen aus solchen Controversschriften Einzelheiten glücklich verwerthen, und zwar ist das hier in der Art möglich, daß ich, um wie unter einem Vergrößerungsglas die Zugehörigkeit Friedrich's zur Strategie der alten Monarchie zu beweisen, aus den Schriften einiger der doctrinären Strategiker die Schlagsätze entnehme, in denen sie selber diese Strategie charakterisieren, um dann zu zeigen, daß eben diese Sätze sich wörtlich in den Schriften Friedrich's finden.

Bernhardi*) nennt im Eingang seines Werkes die Strategie des 18. Jahrhunderts „die Theorie, die in der offenen Feldschlacht immer das gewagteste und unsicherste aller Mittel sehen wollte; die es für den Triumph der Kriegskunst, der echten Feldherrnweisheit erklärte, das Ziel ohne Kampf und Wagniß durch strategische Manöver zu erreichen“.

Aehnlich sagt er an einer anderen Stelle (II, 242): „Die Art, wie der Herzog (Ferdinand von Braunschweig) der Sorge Worte leiht, mit der er einer möglichen Schlacht entgegensieht, ist charakteristisch für die Zeit.“ Der Herzog schreibt nämlich: „Ich werde alsdann gezwungen sein, die Sache sobald als möglich durch eine Schlacht zur Entscheidung zu bringen, so daß das Schicksal Hessens, sowie dieser ganzen Expedition noch völlig vom Zufall abzuhängen scheint.“ „Die Schlacht ist“, fügt Bern-

*) Beide Sätze wörtlich in der ersten Abhandlung, in der ich den Gegenstand eingehender behandelt. Mai-Heft der Zeitschrift für Preußische Geschichte. 1879.

*) Friedrich der Große als Feldherr. I., p. 3.

hardi ironisch hinzu, „nach den Ansichten der Zeit das Gebiet des Zufalls und das unsicherste aller Mittel, die Entscheidung herbeizuführen."

Es ist merkwürdig genug, daß Bernhardi selbst in seinem Buche an nicht weniger als drei Stellen*) aus Friedrich's Munde dieselbe Redewendung zu citieren hat; ich füge hinzu, daß Friedrich auch nach der Schlacht bei Torgau an den Prinzen Heinrich schrieb, daß er sich genöthigt gesehen habe „den Zufall zu versuchen (tenter le hasard)" und unsere Leser haben selber soeben aus den Pensées et règles (von 1755) citirt gelesen, daß der König vorschreibt „wenig zu wagen" und aus der „Einleitung zur Geschichte des Siebenjährigen Krieges" und dem „Militärischen Testament", daß er empfiehlt die Schlacht zu vermeiden und mit Vorsicht zu operieren und denjenigen für den Geschicktesten im Kriege erklärt, welcher „dem Zufall am wenigsten überläßt".

„Sehr belehrend in Beziehung auf den Geist der damaligen Theorie und Kritik" findet Bernhardi weiter,*) daß Tempelhof einmal den König gegen den Vorwurf, bei einer bestimmten Gelegenheit die Oesterreicher nicht angegriffen zu haben, vertheidigt mit dem Satz: „eine Schlacht liefert man nicht, um bloß zu schlagen; man muß überwiegende Gründe dazu, und einen großen, ohne Schlacht schlechterdings nicht zu erreichenden Zweck vor Augen haben." Tempelhof führt diesen Satz noch weiter aus, und Bernhardi vermißt in dieser Ausführung die eigentliche Hauptsache, daß das „Entscheidende der Schlacht nicht in der größeren oder geringeren Vollständigkeit des taktischen Erfolges im Kampf selbst" gesehen wird; besonders scheint ihm „die seltsame Vorstellung darin ihr Recht zu behaupten, daß eine verlorene Schlacht eigentlich garnichts auf sich habe, daß sie auf Haltung und Tüchtigkeit der geschlagenen Armee gar keinen Einfluß übe".

Unsere Leser werden sich dem gegenüber daran erinnern, den

*) II., S. 25, 288, 318.

*) II., 331.

ominösen Satz, „eine Schlacht liefert man nicht, um bloß zu schlagen, man muß überwiegende Gründe dazu und einen großen, ohne Schlacht schlechterdings nicht zu erreichenden Zweck vor Augen haben,“ fast wörtlich gleichlautend soeben als ein Citat aus Friedrichs General-Principien gelesen zu haben; man möchte geradezu meinen, Tempelhof habe daher das Dictum entnommen und nur etwas chargiert. Was aber die „seltsame Vorstellung“ von der geringen Bedeutung einer verlorenen Schlacht betrifft, so existiert ein Brief des Königs an den Prinzen Heinrich (v. 8. März 1760), in welchem eine Schlacht gegen die Russen in Aussicht genommen wird, mit dem Zusatz „wenn wir auch geschlagen werden sollten, würden unsere Angelegenheiten darum nicht schlechter stehen (als ohnehin der Fall ist).“ So nach der Uebersetzung in dem Buche Bernhardis Bd. II. Seite 25.

Ein Manöver, welches die Kritik dem Prinzen Heinrich im vorigen Jahrhundert als ein Meisterstück anrechnete, war ein Zug nach Franken im Frühjahr 1759, auf welchem er die Magazine der Reichsarmee so gründlich zerstörte, daß diese erst spät im Sommer auf dem Kriegsschauplatz erscheinen konnte. Bernhardi (I, 351) spottet darüber, daß Retzow diesen Erfolg höher schätzen wolle als eine gewonnene Schlacht: „Vollständiger läßt sich wohl die Bedeutung eines Sieges nicht ignoriren und ärger das wirkliche Wesen des Kriegs nicht verkennen.“ Trifft das Urtheil den Militärschriftsteller Retzow, so trifft es nicht weniger Friedrich den Großen, welcher am 22. April 1759 an den Prinzen Heinrich wegen eines ganz analogen, wenn auch nicht ganz so erfolgreichen Zuges nach Böhmen schrieb: „Votre expédition vaut mieux qu'une bataille gagnée“.

Ein anderer der doctrinären Strategiker, von Malachowski, spricht sich folgendermaßen aus: „. . . Das Grundprincip dieser Kriegführung [der methodischen], welches kein anderes ist als die Abneigung gegen das Blutvergießen überhaupt, weil es das kostbare und s c h w e r zu e r s e t z e n d e Kriegsinstrument erheblich beschädigen könnte. . . .

„Weil man k e i n e n g r o ß e n E i n s a t z m a c h e n w i l l, darum beschränkt man sich in seinen Zielen, man strebt nicht dasjenige

Ziel an, welches die größte Wirksamkeit haben würde, sondern dasjenige, welches gerade am billigsten zu erlangen ist. So sucht diese Kriegskunst, einen gelegentlich erhaschten Pfennig zum andern legend, allmählich zu einer Summe zu gelangen, welche der Gegner in diesem Pfennigspiel wiederzugewinnen schließlich keine Aussicht mehr hat. Die logische Devise dieser Strategie ist: strategische Offensive, taktische Defensive.

„Aus dieser Abneigung gegen die taktische Offensive, die man als sichere Thatsache auch beim Gegner voraussetzt, entspringt dann das wundersame und künstliche Manövriren, entspringen alle die „Jalousien", „Ombragen", „Diversionen" und wie die strategischen Vogelscheuchen alle heißen; es entspringt daraus das System, welches — nach des berühmtesten lebenden Strategen Wort — mehr das Terrain als den Feind berücksichtigend, alle Verbindungen decken will und daher alle Punkte besetzen muß.

„Das ist die Kriegführung des achtzehnten Jahrhunderts. Und das soll auch die Weise König Friedrichs gewesen sein? Nun und nimmermehr!"

Was den letzten Ausruf betrifft, so ist es mir wenigstens unbekannt, daß irgend Jemand die Strategie Friedrichs in diesem Ton charakterisirt hätte. Was aber die Auseinandersetzung selbst anbetrifft, so ist es leicht zu bemerken, daß der Gedankengang kein anderer ist, als der der eben citirten „Einleitung" und des „Militärischen Testaments", mit dem Unterschied, daß hier ein einfacher, ernsthafter Ausdruck gesetzt ist, dort ein übertreibender, ironischer. Friedrich sagt „man soll sich keinen großen Gefahren aussetzen;" „die Soldaten sind wenn auch der Zahl, so doch der Qualität nach nicht zu ersetzen;" Malachowski spricht von „schwer zu ersetzendem Kriegsinstrument" und daß man „keinen großen Einsatz machen wolle." Friedrich sagt: „Häuft viele kleine Vortheile, ihre Summe bringt große zusammen;" Malachowski sagt: man will „einen gelegentlich erhaschten Pfennig zum andern legend, allmählich zu einer Summe gelangen." Malachowski spottet endlich über die „Jalousien", „Ombragen", „Diversionen," es wäre Verschwendung von Zeit und Papier, Stellen zu notiren

aus den Briefen, Memoirs und Werken Friedrichs, in denen er eben diese Worte sehr ernsthaft anwendet.

Die Hauptstellen, auf die ich zuletzt recurrirt habe, sind die „Einleitung" und das „Militärische Testament", beide geschrieben nach dem Siebenjährigen Kriege. Der Leser wird bereits bemerkt haben, daß in dieser Zeit eine gewisse Wandlung vor sich gegangen ist; der Ton ist ein anderer geworden als in den „General-Principien."

Die Doppelseitigkeit der Strategie Friedrichs, daß er sowohl Manöver, „Diversionen", „Jalousien", „Ombragen", als auch, wo er es für nöthig hielt, die Schlacht anwandte, bringt es naturgemäß mit sich, daß in seinen Schriften und Aeußerungen bald der eine bald der andere Gesichtspunkt mehr vorherrscht. Man kann eine Art Schlangenlinie darin verfolgen, bestimmt sowohl durch Erfahrungen als auch durch die allmählich sich abwandelnden politisch-militärischen Verhältnisse. Der König beginnt seine Feldherrn-Laufbahn wohl einigermaßen bestimmt und auf das Gegentheil verwiesen durch den lahmen, schlachtenlosen polnischen Thronfolgekrieg, den er unter dem greisen Prinzen Eugen mitgemacht hatte. Er hat jedoch noch keine wirklich durchgebildeten Ansichten, wie die bekannte eigenthümlich ungeschickte Einleitung der Schlacht bei Mollwitz darthut, wo die aufmarschirten Preußen friedlich abwarteten, bis die Oesterreicher auch mit ihrem Aufmarsch fertig waren. Der Verlauf der Schlacht und noch mehr der der nächsten, Chotusitz, brachte eine gewaltige taktische Ueberlegenheit der preußischen Truppen zu Tage. Auf diese vertrauend legt der König den Zweiten Schlesischen Krieg von vorn herein auf eine Schlachtentscheidung an. Das Jahr 1744 bildet so den theoretischen Höhepunkt seiner Annäherung an die Napoleonische Strategie. Es ist eigentlich erstaunlich, daß selbst aus diesem Jahr kein Ausspruch aufgefunden worden ist, der ohne Einschränkung, etwa in der Art wie der oben von Kaiser Franz citierte Satz, das Princip der modernen Strategie aufstellte. Wäre der Feldzug gelungen, so würde Friedrich vielleicht dahin gelangt sein. Statt dessen aber erfolgt ein Rückschlag. Gerade in diesem Feldzuge gelingt es Traun den tief nach Böhmen hin-

eingedrungenen Preußenkönig durch bloße Manöver wieder aus dem österreichischen Gebiet zu entfernen. Der Rückzug löst das preußische Heer beinah auf. Hierauf bezieht es sich, wenn der König später Traun „seinen Lehrmeister in der Kriegskunst" genannt hat und es beginnt die Reihe der Aussprüche, welche wir zusammengestellt haben. Friedrich verwirft von jetzt an das zu tiefe Eindringen in das feindliche Land grundsätzlich und sucht sich klar zu machen, wann denn eine Schlacht eigentlich geliefert werden müsse. Nun bildeten während des Siebenjährigen Krieges die Oesterreicher, nachdem sie die taktische Ueberlegenheit der Preußen genügend kennen gelernt hatten, eine Kunst der Stellungnahme aus, die der preußischen Offensive Trotz bot. Dem Feuer der Infanterie, dem Choc der Kavallerie, der Manöverkunst der Führung setzten sie eine formidable Artillerie, unzugängliche, wenig ausgedehnte Stellungen mit freiem Schußfeld, unüberwindliche Flügel-Anlehnungen entgegen. So kam Friedrich nach einigen schmerzlichen Proben dahin auf die Schlacht mehr und mehr zu verzichten. In der Einleitung zu seiner Geschichte des Siebenjährigen Krieges, in seinem Militärischen Testament entschuldigt er sich geradezu, daß er von der Noth gezwungen, zuweilen solche Stellungen angegriffen habe, läßt die directe Empfehlung der Schlacht überhaupt fallen und empfiehlt statt dessen, die Detachements des Feindes zu ruiniren. Man kann deutlich verfolgen, wie sich diese Wandlung bei ihm allmählich vollzieht.

Im December des Jahres 1758 nach den Erfahrungen der ersten Kriegsjahre schrieb der König einige „Reflexionen" nieder, welche er dem Herzog von Braunschweig schickte. Auch hier ist noch daran festgehalten, daß eine große Schlacht das wünschenswertheste sei; der König wirft sogar die Frage auf, ob er nicht den Feind in die Niederschlesische Ebene locken solle, wo sich eine genügende Gelegenheit zur Schlacht finden lassen würde. Da die Aussichten dazu aber zuletzt doch gering sind und der Feind nicht aufhören wird, unangreifbare Stellungen zu wählen, so wirft der König die Idee hin, sich auf die Detachements des Feindes zu werfen und zu versuchen, ob man diese aufreiben

und den Feind so im Detail vernichten könne. Wieder ein Jahr darauf, im Herbst 1759, finden wir die Betrachtung über Karl XII., wo er die Schlacht nur unter ganz besonders günstigen Umständen, eigentlich nur als Ueberfall für erlaubt erklärt. Von da ist nur noch ein Schritt zu der „Einleitung der Geschichte des Krieges" und dem „Militärischen Testament." Letzteres überbietet die „Einleitung" noch in sofern, als hier auf das höchst Mißliche selbst von Schlachten in der Ebene ausdrücklich hingewiesen wird, die in der „Einleitung" nicht erwähnt sind.

Eine interessante Spur dieser ganzen Abwandelung hat sich auch in den historischen Werken des Königs erhalten. In der ersten Redaction der Histoire de mon temps (von 1746) schrieb der König „on perd plus de monde, lorsque l'armée est sans cesse harcelée par les ennemis, que lorsqu'une bataille fixe la fortune et met en fuite l'ennemi avec toutes les troupes, qu'il pouvait employer à la chicane et à la petite guerre." Diese Stelle hat der König in der späteren Bearbeitung von 1775 wieder gestrichen.*)

So groß der Abstand erscheint, so kann man doch nicht sagen, daß der König seine Grundsätze aufgegeben habe und mit sich selbst in Widerspruch gerathen sei. Da er die Schlacht immer nur relativ empfohlen hat, so war es nur consequent, bei den immer ungünstiger werdenden Chancen für dieselbe, die Empfehlung immer mehr abzuschwächen. In den Irrthum der eigentlichen späteren Methodiker, zu meinen, ein ernsthafter Krieg könne ganz ohne Blutvergießen geführt werden, ist er darum nicht verfallen, sondern empfiehlt das Gefecht im Kleinen. Hätte er jemals dem absoluten Schlacht-Princip gehuldigt, so wäre auch das freilich schon ein völliger Abfall von sich selbst gewesen. Was würde Napoleon gesagt haben, was würde die moderne Strategie zu einem Rath sagen: „wenn der Feind sich in zu starker Stellung befindet, so muß man auf die Schlacht verzichten"? Gegen ein Heer, welches in aufgelöster Ordnung

*) Hierauf hat Koser, Hist. Zeitschr. Bd. 43, S. 255 aufmerksam gemacht.

zu fechten vermag, giebt es erstens solche Stellung kaum und wenn sie sich wirklich finden sollte, so wird sie umgangen. Man verliert damit die eigenen Verbindungen, man verliert den Zusammenhang mit den Magazinen, man muß vielleicht zuletzt die Schlacht mit verkehrter Front schlagen ohne Rückzug wie die Franzosen 1806 bei Jena und namentlich bei Auerstädt und die Deutschen 1870 bei Gravelotte — Alles das scheut die moderne Strategie nicht. Für Friedrich wäre ein solches Verfahren mehr als tollkühn, es wäre Selbstmord gewesen. Die Anhänger des absoluten, zu allen Zeiten gültigen Schlacht-Princips dürften das eigentlich nicht zugeben; sie müßten Friedrich wegen der „Einleitung“ und des „Militärischen Testaments“ des Abfalls von sich selbst beschuldigen, ihn seit den letzten Jahren des Siebenjährigen Kriegs nicht mehr als den wahren Friedrich gelten lassen. Selbst mit der Entschuldigung, die Kleinheit seiner Mittel habe es ihm nicht anders erlaubt — so unlogisch und historisch falsch, wie wir sahen, sie auch ist — ist hier nicht mehr durchzukommen, denn Friedrich sagt ja ausdrücklich, daß er das Verfahren bei g l e i c h e n K r ä f t e n empfehle. Dazu die Behauptung, daß die Methode Dauns die unzweifelhaft gute sei — wie will man darum herumkommen, einen Mann, der solche Ketzereien ausspricht, zu verdammen? Aber, aber, Friedrich gegenüber wird solches einem guten Preußen schwer und da ist man denn auf den Ausweg verfallen, anzunehmen, daß der König „nur von den Oesterreichern“ spreche, in der Voraussicht, daß diese die Ueberlegenheit der Preußen kennend, darauf ausgehn würden, sie „sich an festen Stellungen abringen zu lassen;“ daß Friedrich es ferner für bedenklich gehalten habe, Oesterreich durch eine empfindliche Niederlage zu „reizen“; von anderer Seite hat man darauf hingewiesen, daß nachdem Preußen in dem sichern Besitz Schlesiens war, es im nächsten Krieg mit Oesterreich nichts mehr zu gewinnen, sondern nur noch zu verlieren hatte, endlich von noch anderer Seite, daß das Ganze berechnet sei auf die Eventualität eines Krieges, den Preußen ohne großes eigenes Interesse Rußland zu Liebe auszufechten gezwungen sein könne.

Gegen die Erfindung eines Kriegs, in dem man den Feind

nicht durch Niederlagen zu reizen wünscht, werde ich Friedrich wohl nicht zu vertheidigen brauchen. Auch daß die Ideen des Königs nur auf die Oesterreicher gemünzt gewesen seien, dürfte nicht durchschlagen, da er es mit diesem Feinde bekanntlich auch schon früher zu thun hatte und die Kriegskunst wohl von einem Militärschriftsteller (Valentini) einmal in einen Theil gegen die Türken und einen Theil gegen andere Nationen, aber meines Wissens nach nie in einen gegen die Oesterreicher und einen gegen andere Nationen getheilt ist. Auch die Heranziehung des voraussichtlich politisch defensiven Charakters des nächsten Krieges kann nichts beweisen, da wiederum bekanntlich auch der Siebenjährige Krieg schon diesen Charakter hatte und es außerdem zu den allerersten Geboten der modernen Strategie gehört, sich durch solche Erwägungen nicht in der Energie der Kriegführung beeinflussen zu lassen, man König Friedrich also durch Unterlegung eines solchen Motivs einen sehr schlechten Dienst erwiesen hat. Endlich der supponirte Krieg im Dienste Rußlands ist eine reine Phantasie, weder in der „Einleitung" noch im „Militärischen Testament" noch sonst irgendwo in den Schriften oder Aeußerungen des Königs, am allerwenigsten im Zusammenhang mit diesen strategischen Ideen des Königs angedeutet.

Vollendet wird die Widerlegung all' dieser Ansichten durch die Ereignisse selbst, durch den letzten Krieg Friedrich's, den bairischen Erbfolgekrieg, der wirklich nach den Ideen der „Einleitung" und des „Testaments" geführt worden ist, mit dem einzigen Unterschied, daß es Friedrich nicht gelang, Detachements der Oesterreicher auf die geplante Weise abzufangen. Monatelang standen sich gewaltige Heere gegenüber, ohne daß Friedrich es wagte, die Oesterreicher sei es anzugreifen, sei es weiter ausholend, zu umgehen. Politische Gründe waren es nicht, die dies Verhalten dictirten; weder wollte Friedrich die Oesterreicher „nicht reizen", noch war er wegen russischer Interessen in's Feld gezogen. Nichts wäre ihm angenehmer gewesen, als ein kräftiger Schlag, der die Sache zu Ende brachte. Da er sich zu diesem Schlage nicht entschlossen hat, so bleibt durchaus nichts übrig als

das Dilemma: entweder Friedrich hat sich von den ursprünglichen Grundsätzen seiner Strategie abgewandt, oder aber seine Strategie hat von Anfang an die Möglichkeit einer solchen Entwicklung eingeschlossen, das heißt, er hat das Schlacht-Princip niemals absolut, sondern immer nur relativ gehabt. Wer das Letztere nicht zugeben, wer behaupten will, daß auch bei einer Armee von der Zusammensetzung, Zahl und Taktik Friedrich's das Schlacht-Princip allein die Strategie hätte beherrschen müssen — abgesehen von gewissen extremen Nothlagen —: der kann Friedrich's Verfahren in diesem Kriege auf keine Weise vertheidigen. Denn, um es noch einmal zu sagen, die starken Stellungen der Oesterreicher, in denen die preußische Armee „sich abringen sollte", sind keine Vertheidigung. 1866 sind die preußischen Armeen fast auf denselben Wegen in Böhmen eingerückt, wie Friedrich und Prinz Heinrich im Jahre 1778 und die Oesterreicher haben 1866 einmal fast dieselben Stellungen innegehabt, wie in jenem Feldzuge: keinen Moment hat aber die preußische Heeresleitung im Jahre 1866 daran gedacht, vor welcher Stellung es auch sei, Halt zu machen. Hätte man wirklich Bedenken gehabt, sie zu forciren, so hätte man sie umgangen und den Feind dadurch an eine andere Stelle manövrirt, wo man den Angriff wagen durfte. Friedrich hatte im Jahre 1778 seine gesammte, noch durch kein Gefecht geschwächte Armee zur Stelle: warum ist er vor der 8 Meilen lang ausgedehnten Stellung der Oesterreicher an der Elbe stehen geblieben? Bestanden die Gründe, weshalb Preußens Kriege „kurtz und vives" sein sollten, etwa nicht mehr? Entweder Friedrich war ein mangelhafter General, weil er die Entscheidung nicht mehr herausforderte — und nicht etwa erst damals, denn seit dem Schluß des Siebenjährigen Krieges finden wir bei ihm den Gedanken, den er 1778 ausführt — oder es giebt eine Strategie, welche unter Umständen sich mit solchen bloßen Aufmärschen und Manövern und Klein-Gefechten, die Friedrich ja erstrebte, wenn er sie auch nicht erreichte, begnügen muß.

Auch nach dem bairischen Erbfolgekriege hat Friedrich sich zu ihr bekannt, in den „Reflexions", die er über die Eventualität

eines neuen Waffenganges mit den Oesterreichern niederschrieb (28. September 1779). Hier heißt es: „In allen Kriegen, die man gegen das Haus Oesterreich unternimmt, muß man als Hauptziel vor Augen haben, das Kriegstheater, soweit es irgend möglich ist, an die Ufer der Donau zu verlegen und zwar aus zwei Gründen; einmal um die Armeen ihres Unterhalts und ihrer Rekruten zu berauben, zum anderen, um die Hauptstadt, in welche sich alle großen Herren mit ihren Schätzen geflüchtet haben, zu beunruhigen.

„Wenn Wien ruft, wird alle Welt zu Hülfe eilen und dann" — — nach der doctrinären Strategik müßte jetzt offenbar folgen, greift man sie an, schlägt sie, und der Krieg ist zu Ende. Das wäre Krieg im modernen Styl — aber wie fährt der König fort? — „und dann hat man die Hände frei, sowohl in Böhmen wie in Mähren; die festen Plätze werden fallen, und man wird sich — im Besitz des Landes — Lebensmittel, Fourage und alle Bedürfnisse der Armee auf Kosten des Feindes verschaffen können, was die einzige Art ist, um den Krieg auszuhalten und ihn mit Vortheil fortsetzen zu können." Die Schlacht ist damit nicht ausgeschlossen; sie hätte sogar, ohne den Charakter der Auseinandersetzung zu alterieren, erwähnt sein können, etwa mit dem Zusatz „bei günstiger Gelegenheit"; bei der Erwägung anderer Projecte, z. B. eines Feldzugsplanes gegen Frankreich (1775), wird sie auch wieder erwähnt, aber, mit oder ohne Schlacht, die Ideen sind keine anderen als die der Methodik.

Nicht durch einen Abfall von sich selbst ist Friedrich schließlich zu diesen Anschauungen gelangt, sondern indem er einfach und konsequent den Verhältnissen parallel ging — das größte Lob, was man ihm spenden kann. Wenn die Energie allmälig nachläßt, eine gewisse Abstumpfung eintritt, so ist es nicht Friedrich, den man damit charakterisirt, sondern der Gang der Weltgeschichte. Die alte Monarchie lebte sich aus, die Verhältnisse hatten sich gesetzt, die Kräfte ein Gleichgewicht erlangt, das wahrhaft große, erschütternde Resultate nicht mehr möglich machte. Wunderbar ist, wie Friedrich die kommenden Ideen vorausgeahnt und sogar schon begonnen hat, die Wege der Zukunft zu betreten — aber

die Kunst versagt, wo ihr die Mittel fehlen. Der preußische Staat war zu schwach fundamentirt und innerlich zu spröde konstruirt, um ohne einen gänzlichen Umbau in die Formen der Neuzeit übergehen zu können; zu diesem Neubau war Friedrich nicht mehr berufen.

Mit dem bairischen Erbfolgekrieg sind wir von Friedrich's strategischen Theorien hinübergegangen zu seiner strategischen Praxis. Nicht ohne Weiteres ist durch die erste mit entschieden über die letztere. Es wäre möglich, daß Friedrich durch den Instinkt des Genies in der Praxis über seine eigene Theorie hinausgeführt worden ist, ohne sich je selbst dessen völlig bewußt zu werden. Für uns freilich ist diese Möglichkeit ausgeschlossen, da wir ja von dem Nachweis ausgegangen sind, daß Friedrich's Theorie die für seine Epoche einzig richtige war. Die gegnerische Anschauung aber könnte auf diesen Ausweg verfallen, besonders da der entgegengesetzte „Friedrich habe wohl in der Theorie das reine Schlacht-Princip gehabt, es aber in der Praxis nicht durchzuführen vermocht" — durch die eben betrachteten vielfachen Aeußerungen des Königs — anders lautende sind noch nicht beigebracht*) — versperrt wird.

Die entscheidenden Feldzüge sind naturgemäß die ersten Jahre des Siebenjährigen Krieges, namentlich das schlachtenreichste, das Jahr 1757. Wenn sich ergiebt, daß selbst in diesen Jahren Friedrich nicht allein durch die Schlacht, sondern auch durch Terrain-Occupation und -Deckung, vortheilhafte Stellungen und Manöver Erfolge zu erreichen gesucht hat, so ist es nicht nöthig, die früheren oder späteren Feldzüge ausführlicher zu behandeln.

Die Geschichte der Feldzüge von 1756 und 1757 ist durch die Publicirung einer Reihe von früher unbekannten Actenstücken

*) Die häufige Anweisung des Königs an einzelne Generale, dem Feinde zu Leibe zu gehen und ihn anzugreifen bedeuten, wie schon Hauptmann Morgen (Jahrb. f. d. deutsche Armee u. Marine, Bd. 60, p. 149) richtig bemerkt hat, nicht die rücksichtslose Offensive im modernen Sinne, sondern die Erspähung einer günstigen Gelegenheit, in derselben Art wie Friedrich in der Regel selbst seine Schlachten zu schlagen suchte.

und Briefen in den letzten Jahren sehr ausgebaut worden; eine Bereicherung unseres historischen Wissens, welche sich gerade für das hier behandelte Problem von unschätzbarem, doppeltem Werth erweist. Einerseits treten gerade die Eigenschaften der Fridericianischen Strategie, auf die es uns hier ankommt, in den neuen Publicationen mit besonderer Deutlichkeit hervor, andererseits darf man es wohl als eine besonders zuverlässige Gewähr für die Richtigkeit einer historischen Idee in Anspruch nehmen, wenn die auf Grund derselben gegebene Darstellung durch die nachträgliche Auffindung der einschlagenden Urkunden bestätigt wird. Das ist hier, wie auch der Herausgeber der Correspondenz Friedrich's sofort selber bemerkt hat,*) in der wünschenswerthesten Weise geschehen.

Ich will, um diesen Doppel-Vortheil voll auszunutzen und zugleich über die Punkte, wo ich früher ausgesprochene Ansichten im Einzelnen modificiren muß, mich zu äußern, derart verfahren, daß ich meine ältere Darstellung zunächst wiederhole und das auf Grund der neuen Entdeckungen Gewonnene hinzufüge.

In einem Aufsatz über Bernhardi's Buch „Friedrich der Große als Feldherr" habe ich gesagt: „Bernhardi nimmt an, daß der König nur ein einziges Mal wirklich in der Lage gewesen ist, seinen Ideen von Kriegführung nachleben zu können. „„Nur einmal," heißt es (S. 35), „im Laufe seiner langen und dornenvollen Feldherrnthätigkeit war es Friedrich II. vergönnt, einen vollständigen Sieg und Erfolg erstreben zu dürfen, wie ihn Napoleon in jedem Feldzuge seiner Kaiserzeit suchte. Nur einmal durfte er seine Operationen im Großen und Ganzen darauf anlegen, wenigstens seinen hauptsächlichsten Gegner ganz zu entwaffnen, indem er seine Heeresmacht zertrümmerte und in das Herz seiner Staaten eindrang.

*) Naudé, Histor. Zeitschr., Bd. 56, p. 459: „In der literarischen Fehde, welche zwischen Delbrück und mehreren Militärschriftstellern über die Kriegskunst Friedrich's des Großen geführt worden ist, hat die Aufdeckung der bisher unbekannten Aktenstücke, zunächst für den Feldzug von 1756, die Richtigkeit der Delbrück'schen Ansicht ergeben."

„„Während der beiden ersten schlesischen Kriege erlaubte ihm die Politik nicht, nach einem Erfolg solcher Art zu streben; er wäre damit weit über den Zweck hinausgegangen, den er verfolgte, und hätte einen solchen Sieg zu eigenem Schaden für andere, für Frankreich zumal, erfochten. Während der späteren Feldzüge des siebenjährigen Krieges war er zu schwach, um sich das Ziel so hoch stecken zu dürfen; seine Macht reichte dazu nicht mehr aus, er wäre zu Grunde gegangen, wie Karl XII. von Schweden, wenn er es hätte versuchen wollen. Er wußte es sich zu sagen und demgemäß zu handeln.

„„Nur einmal, nur während der beiden ersten Feldzüge des Siebenjährigen Krieges, durfte er nach der vollständigen Entscheidung trachten, und eben darum sind seine Entwürfe und Pläne aus dieser Zeit von besonderem Interesse und besonders belehrend.““

„Also ein einziges Mal (Bernhardi faßt mit Recht die Feldzüge von 1756/57 als eine fortlaufende Aktion auf) hat Friedrich der Große seinem Princip gemäß verfahren können, und aus diesem einen Mal soll das Princip erschlossen und nachgewiesen werden können? Das ist offenbar nach allen Regeln der Induktion unmöglich, selbst wenn wir dieses eine Mal ohne jede Einschränkung zugestehen müßten. Aber das ist noch nicht einmal der Fall. Wir hoffen auch dies eine Mal noch zu widerlegen.

„Bernhardi sagt: „„Der Operationsplan Friedrich's des Großen (1756) ist nicht näher bekannt geworden. Da er durchkreuzt worden ist und nicht zur Ausführung kommen konnte, hat sich der König nirgends vollständig darüber ausgesprochen; — — — Die beste Auskunft scheint Westphal zu geben. Dessen Andeutungen zufolge wollte König Friedrich nicht nur den Krieg in Feindesland verlegen, sondern bei weitem mehr — entscheidende Erfolge erlangen — und vielleicht noch sogar in diesem selben Jahr den Frieden. Er hoffte Prag zu erobern, sich dort mit Schwerin zu vereinigen, ganz Böhmen oder doch den größten Theil dieses Landes in Besitz zu nehmen — was nicht ohne eine entscheidende Schlacht und wenigstens theilweise Zertrümmerung des österreichischen Heeres denkbar ist [warum nicht? wenn dieses

sich, ungerüstet wie es war, ohne Kampf zurückzog?] — um auf solche Weise die erschreckte, aus großer Nähe bedrohte österreichische Regierung zum Frieden zu bewegen.

„„Was der König selbst in seiner Geschichte des Siebenjährigen Krieges leicht andeutend hinwirft, widerspricht diesen Angaben keineswegs, es bestätigt sie vielmehr; nur daß der König nicht in demselben Umfang und derselben Genauigkeit von dem spricht, was mißlungen war, und sich darauf beschränkt, zu sagen, daß so viel als möglich „Terrain" in Böhmen in Besitz genommen werden sollte.""

„So weit Bernhardi. Kann man nach dieser seiner eigenen Darstellung sagen, daß er einen Beleg für seinen Fundamentalsatz beigebracht habe? Was er darzuthun hätte, ist: der König zog aus, um die Oesterreicher, wo er sie fände, zu schlagen und, seinen Sieg verfolgend, sie immer wieder zu schlagen, bis sie sich zum Frieden bequemten. Wenn das des Königs Absicht gewesen wäre, warum sollte er es in seiner Geschichte des Krieges nicht gesagt haben? Er sagt aber hier, keineswegs nur „leicht andeutend", sondern ganz ausführlich das direkte Gegentheil: er habe die Oesterreicher mit zwei Armeen angreifen wollen. Schwerin sollte von Schlesien aus in den Königgrätzer Kreis eindringen. Der König selbst wollte die sächsische Armee unschädlich machen und darauf „in diesem ersten Feldzuge so viel als möglich Terrain gewinnen, um sein Land besser zu decken, den Krieg von ihm so weit als möglich zu entfernen und ihn wenn es thunlich sein sollte, nach Böhmen zu tragen" („gagner dans cette première campagne le plus de terrain qu'on pourrait, pour mieux couvrir les états du roi, en éloigner la guerre autant qu'il serait possible et la porter en Bohême, pour peu que cela parût faisable.") Hier ist auch nicht im geringsten die Absicht angedeutet, daß der König etwa so weit in die österreichischen Staaten eindringen wollte, daß die Oesterreicher endlich sich nothwendig zur Schlacht stellen mußten, um sie dann durch einen Sieg gänzlich niederzuwerfen. Im Gegentheil, es sind ausführlich die kleinen Vortheile aufgezählt, die ein Eindringen in Böhmen in diesem Jahre noch gebracht

hätte: Terrain okkupiren, den Krieg von dem eigenen Lande fern halten und ihn ins feindliche spielen. Und das nennt Bernhardi einen Kriegsplan im napoleonischen Styl?

„Nun aber weiter — nehmen wir wirklich einmal an, der König habe mehr gewollt, als er selbst angiebt. Wodurch ließ er sich verhindern an der Durchführung? Bekanntlich dadurch, daß die Sachsen sich seinem Angriff in dem festen Lager von Pirna entzogen. Es ist aber schon von Napoleon darauf hingewiesen und neuerdings von Major Boie*) von Neuem dargethan worden, daß Friedrich sehr wohl im Stande gewesen wäre, die Stellung von Pirna zu erstürmen. Er that es nicht, vielleicht, man weiß es nicht, weil er die Sachsen nicht vernichten, sondern selbst gegen ihren Willen an seine Seite fesseln wollte und außerdem den Königstein, der die Wasserstraße nach Böhmen sperrte, durch die Kapitulation neutralisirte. Man sieht, daß diese Gründe offenbar unzureichend sind, wenn der König in dem Gedanken lebte, durch einen einzigen energischen Feldzug den Frieden zu erzwingen. Dazu bedurfte er der Sachsen und des Königsteins nicht. Den Verlust, den er erlitt, konnte er leicht durch die in Pommern zurückgelassenen Truppen ersetzen. Aber die Ideen des Königs waren eben andere; in seiner Berechnung war der Gewinn der Sachsen und des Königsteins mit dem vermiedenen Verlust der Erstürmung werthvoller, als das, was er durch den weiteren Herbstfeldzug in Böhmen erlangen konnte.

„Am 15. October kapitulirten die Sachsen. Man hat sich in der Regel damit begnügt, zu sagen, nunmehr sei es zu spät im Jahre gewesen, um noch etwas zu unternehmen. Bernhardi sieht, daß dieses Räsonnement bei den Ideen, die er dem König untergelegt, offenbar ungenügend ist. Die Schlacht bei Jena (14. October) war ebenso spät im Jahr und da ist noch sehr viel geschehen. In der That ist Bernhardi auch in so großer Verlegenheit, die Unthätigkeit des Königs nach der Kapitulation zu erklären, daß er — bisher unbekannte Beweggründe annehmen muß. „„Ob der König wohlgethan hätte, den Feldzug fortzu-

*) Militär-Klassiker; Napoleon S. 97.

setzen," heißt es S. 49, „ist schwer zu sagen. Wir sind, wenigstens für jetzt, nicht im Besitz aller Elemente, durch die ein entschiedenes Urtheil bestimmt werden müßte — denn noch sind uns nicht alle Einzelheiten der augenblicklichen Lage bekannt, mit denen gerechnet werden müßte."" Deutlicher kann ein Autor die Undurchführbarkeit einer Behauptung nicht eingestehn.

„Wir brauchen kaum hinzuzufügen, daß nach unserer Auffassung von Friedrichs Strategie der Abschluß des Feldzuges mit der Kapitulation der Sachsen ganz selbstverständlich ist. Oesterreich in einem Zuge niederzuwerfen war Friedrich zu schwach. Den Winter über in Böhmen bleiben konnte er nicht ohne den Besitz von Prag. Prag zu belagern, war es zu spät, und nach Böhmen zu gehen, nur um mit den Oesterreicher zu schlagen, und es dann wieder zu verlassen, hätte selbst, wenn es gelang, selbst wenn ein großer Sieg erfochten wurde, doch im Verhältniß zu dem nothwendigen Truppenverlust keinen genügend großen Vortheil gebracht."

Seit diese Auseinandersetzung geschrieben wurde, ist der Feldzugsplan Friedrichs in zuverlässiger Form bekannt geworden. Friedrich theilte ihn nämlich am Tage vor dem Ausmarsche aus Berlin dem englischen Gesandten Mitchell mit, dieser berichtete darüber nach Hause und so ist er jetzt aus den Londoner Archiven ausgegraben, wieder an's Tageslicht gekommen und im 13. Bande der Politischen Correspondenz Friedrichs (p. 298) publiciert. Durch dieses Actenstück wird das, was wir Friedrich's „Geschichte des Siebenjährigen Krieges" entnommen haben, nicht nur bestätigt, sondern auch begrenzt. Es ergiebt sich, daß ich noch zu weit gegangen bin mit der Annahme, der König habe wenigstens Prag in seine Hände bringen wollen. Er hat nach Mitchells Bericht nur bis Melnik gehen wollen, zwei Tagesmärsche von Prag, dem Punkt wo Elbe und Moldau sich vereinigen und bis wohin die Elbe schiffbar sei, (sonst wird angenommen, sie sei nur bis Leitmeritz schiffbar), das Heer sich also auf dem Wasserwege verproviantieren könne. Die Correspondenz des Königs mit seinen Generalen, die jetzt ebenfalls vollständig publiciert ist, bestätigt die Exactheit des englischen Berichtes; namentlich sind

wichtig die Briefe des Königs an den Feldmarschall Schwerin, der in Schlesien commandirte und dem eine rein defensive Rolle zugetheilt wurde.

Der unschätzbare Dienst, den nach der früheren Auffassung die Sachsen durch ihren Widerstand bei Pirna den Oesterreichern geleistet haben sollten, schmilzt damit sehr zusammen; nicht vor einem überwältigenden Angriff, sondern nur davor haben sie Oesterreich bewahrt, daß die Preußen sich in dem verhältnißmäßig kleinen nördlichen Winkel von Böhmen rechtzeitig für die Winterquartiere einrichten konnten, denn weiter hat der König nichts gewollt.

Aus den nun veröffentlichten Correspondenzen Friedrich's ersieht man weiter, wie der König es begründet, daß er nicht noch nachdem die Sachsen capituliert hatten, einen Schlag gegen die Oesterreicher ausführte. Die Hälfte des preußischen Hauptheeres stand in Böhmen einem etwa 50 000 Mann*) starken österreichischen Heere auf zwei Meilen Entfernung gegenüber. Drei bis vier Tagesmärsche weiter zurück bei Pirna der Rest dieses Heeres, das im Ganzen gegen 70 000 Mann zählte. Auf der anderen Seite von Böhmen nahe der schlesischen Grenze stand Schwerin mit 27 000 Mann, ebensoviel Oesterreichern gegenüber. Ein Reserve-Corps von 10 000 Mann in Pommern, das gegen die Russen aufgestellt war, konnte jeden Augenblick nach Böhmen in Bewegung gesetzt werden und ist in der That bald nachgerufen worden, da von den Russen nichts mehr zu besorgen war. Alles in Allem konnte der König von Preußen erheblich über 100 000 Mann nach Böhmen hineinführen, die Oesterreicher ihm nur einige 80 000 Mann entgegenstellen. Warum machte der König von diesen seinen Kräften, die in seiner Hand eine erdrückende Ueberlegenheit bilden mußten, keinen Gebrauch? Der

*) Nach der Uebersicht in der Oesterr. milit. Zeitschrift Jahrgang 1822, I. p. 9 waren im December 1756 die Oesterreicher stark

Hauptarmee (Browne)	52 300
Piccolomini . . . . , ...	27 800
In Mähren	6 500
Summa	86 600

Lauf der Dinge war seit Wochen vorauszusehen, politische Hindernisse, das kann man jetzt, da die gesammte Politische Correspondenz vorliegt, mit Bestimmtheit sagen, existirten nicht; dennoch taucht die Idee Browne zu schlagen, um diesen Kern der österreichischen Streitkräfte zu vernichten, überhaupt nicht auf. Der König fragt sich nur, ob es noch Zeit sei in dem nördlichen Theil von Böhmen die Winterquartiere einzurichten und da er diese Frage verneinen muß, so giebt er bereits mit der Mitte October den Feldzug auf.*) Wahrlich, man darf sich wohl weniger wundern, daß dem König jemals die Grundsätze der Napoleonischen Strategie untergeschoben worden sind, als daß nicht umgekehrt die Behauptung aufgestellt worden ist, daß der König einen Fehler machte, indem er hier in der Fülle seiner Kraft zu sehr in den strategischen Grundsätzen seiner Epoche befangen blieb.

Ich fahre fort in der Wiedergabe meiner älteren Abhandlung.

„Der Feldzug von 1757 ist nur die Fortsetzung desjenigen von 1756. Der König rückt jetzt in Böhmen ein, um den

*) Zimmermann, Beiheft zum Milit.-Wochenblatt 1882. I, p. 4. citirt mit Anführungsstrichen ein längeres Schreiben des Königs an Schwerin, Keith und Winterfeld, worin es heißt: „Browne's Armee müßte daher [wenn man in Böhmen bleiben wolle] noch einmal geschlagen werden; das aber erheischt Vorbereitungen, die uns bis zum 20. November hinziehen könnten.“ Von diesem Schreiben ist in der „Politischen Correspondenz“ nichts zu finden; es muß auf irgend einem groben Mißverständniß beruhen; wahrscheinlich eine Contraction des Schreibens an Winterfeld von 7. Oct. und des (mißverstandenen) Schreibens an Schwerin von 17. Oct., das dem Herausgeber in seinen Collectaneen unter die Schreiben des Königs gekommen ist. Selbst wenn wirklich die Vorbereitungen zu einer Schlacht noch volle fünf Wochen in Anspruch genommen haben sollten, wäre es nicht auch (nach modernen Grundsätzen) am 20. Nov. noch der Mühe werth gewesen, die feindliche Hauptarmee zu vernichten? — Was die Möglichkeit einer Erstürmung des Lagers in Pirna betrifft, so liegt jetzt in der Corresp. XIII, 416 ein Schreiben an Schwerin vor, worin der König erklärt „nous avons tous trouvé, qu'il est moralement impossible d'attaquer ce maudit camp, sans sacrifier quelques milliers de braves gens et avec un succès fort incertain encore“. Die **Möglichkeit** eines Erfolges wird auch hier also nicht eigentlich geläugnet, nur die Räthlichkeit im Verhältniß zu Verlust und Risiko.

Oesterreichern einen möglichst schweren Schlag zu versetzen. Ob dieser Schlag stark genug ausfallen würde, um sie sofort zum Frieden zu bestimmen, darüber konnte der König unmöglich im Voraus Berechnungen anstellen. Unter allen Umständen wollte er sie auf längere Zeit unschädlich machen, um sich freie Hand gegen seine anderweitigen Feinde zu verschaffen. Das war unmöglich, ohne die österreichische Streitmacht selbst anzugreifen und sie theilweise zu zerstören. Ein bloßes Zurückmanövriren und etwa die Einnahme von Prag hätte dazu nicht genügt. Der Feldzug ist also diesmal wirklich ganz analog denjenigen Napoleon's, bloß auf Schlacht und Sieg angelegt. Darum ist er aber noch nicht aus demselben Princip hervorgegangen. Wenn Friedrich in den General-Principien noch einen besonderen Grund verlangt, ehe man auf eine Schlacht ausgeht, so war das diesmal — zum wenigsten — die Zeit, die er durch einen Sieg gewann und die er gegen die Franzosen oder Russen verwenden wollte. Im Winter, nach der Kapitulation von Pirna, wo der Krieg ohnehin stille stand, hätte sie ihm nichts nützen können.

„Selbst in diesem gewaltigsten aller Feldzüge Friedrichs ist aber doch noch ein wenigstens zweifelhafter Punkt, der den Unterschied der beiden Systeme der Kriegführung zeigt. Der König ließ während der Schlacht (auf der östlichen Seite von Prag) ein ganzes Drittel seiner Armee unter Keith auf der anderen Seite der Stadt (am linken Ufer der Moldau) stehen, um, wie angenommen ist, den Oesterreichern den Ausweg von dieser Seite zu versperren.

„Ein Theil dieser Truppen sollte ferner unter Moritz von Dessau die Moldau oberhalb der Stadt überschreiten, um den Oesterreichern in den Rücken zu fallen. Bernhardi legt großes Gewicht darauf, daß diese Bewegung mißglückte (da Moritz nicht ausreichende Pontons zur Ueberschreitung des Flusses hatte.) Schon Clausewitz hat aber darauf aufmerksam gemacht, daß diese Auffassung unrichtig ist. Moritz' Truppenzahl war nur gering (3 Bataillone Infanterie und 30 Schwadronen) und die ganze Bewegung war berechnet auf die erste Aufstellung der

Oesterreicher mit der Front nach Norden, unter der Voraussetzung, daß sie den Rückzug an Prag vorbei nach Süden nehmen würden. Dann hätte sie Moritz auf diesem Rückzuge angefallen. Da aber die österreichische Armee sich zum größten Theil in die Stadt warf, so hätte Moritzens Erscheinen niemals von entscheidender Bedeutung werden können. Der König erwähnt deshalb den ganzen Zwischenfall in seiner Geschichte des Krieges garnicht; auch Napoleon hat es in seiner Kritik nicht heranzuziehen für nöthig gehalten.*)

„Die andere Vermuthung nun, daß Keith den Rückzug der Oesterreicher nach Westen versperren sollte, hat gegen sich, daß der König gar nicht beabsichtigte und erwartete, daß ihr Rückzug nach dieser Seite gehen solle. Er war nach seiner Darstellung des Krieges erstaunt, nach der Schlacht zu finden, daß die Hauptarmee der Oesterreicher in Prag sei und im Militärischen Testament schiebt er sogar das F e h l s c h l a g e n seines Feldzugsplanes zunächst darauf, „daß die Schlacht bei Prag, lediglich durch die Truppen gewonnen, die ganze Armee des Prinzen Karl nach Prag hineinwarf und so die Belagerung dieser Stadt unmöglich machte.“ Clausewitz, der das schon erkannt hatte, hat daher die Zurücklassung des Keith'schen Heerestheils anders erklärt. Er meint, der König habe damit im Falle eines schlimmen Ausganges Sachsen decken wollen. Das wäre dann ein ähnliches Verfahren gewesen, wie dasjenige Wellington's, der während der Schlacht bei Belle-Alliance 18,000 Mann zwei Meilen vom Schlachtfelde stehen ließ, um Brüssel von dieser Seite zu decken. Was aber für Wellington

*) Ein Corps von 30 Schwadronen scheint vielleicht doch nicht so gering, wie Clausewitz es darstellt und hätte den Oesterretchern, die über die Sazawa zurückgingen viel schaden können. Aber die Hauptsache, daß der König kein besonderes Gewicht auf die Unternehmung gelegt, das Gelingen vielleicht selbst kaum erwartet hat, wird dadurch zur Gewißheit erhoben, daß, wie Herr Naudé mir aus dem in Vorbereitung befindlichen Bande der „Correspondenz“ mittheilt, in all' den Briefen des Königs nach der Schlacht, auch an Moritz von Dessau, sich keine Spur eines Vorwurfs oder einer Klage über das Mißlingen findet.

und die Napoleonische Zeit ein schwerer Fehler war, das hätte für Friedrich ganz in der Natur seines Kriegsystems gelegen Seit der Napoleonischen Zeit entscheidet eben die Schlacht alles und man braucht Provinzen und Städte nicht besonders zu decken, weil sie mit dem Siege ohnehin stehen und fallen. In Friedrich's Zeit entschied eine Schlacht noch lange nicht alles und es kam sehr viel darauf an, wieviel Terrain man etwa im Fall einer Niederlage noch behauptete oder verlor. Hat der König Keith also zurückgelassen, um Sachsen zu decken, so schlug er eine Schlacht nach den Ideen seiner Zeit, die auch außer dem taktischen Erfolg Werthe kannte und zu deren Gunsten jenem sogar Kräfte entzog.

„Der Rest des Feldzuges erklärt sich von selbst. Er ist wesentlich im Napoleonischen Styl gehalten, aus dem Grunde, weil für die vorliegenden Verhältnisse die Principien Napoleons und diejenigen Friedrichs zu wesentlich demselben Resultat führen mußten.

„Ueber die Schlacht bei Kollin ist hier vielleicht noch eine allgemeine Bemerkung am Platz. Es fehlte nicht viel, daß Friedrich sie gewonnen hätte; dann hätte sich die in Prag eingeschlossene österreichische Armee ergeben müssen und Oesterreich wäre so gut wie wehrlos gewesen. Also, könnte man schließen, war Friedrich nicht zu schwach, Oesterreich in einem Zuge vollständig niederzuwerfen; die auf diese Voraussetzung begründeten Argumentationen sind unzutreffend; Friedrich hätte also z. B. im Herbst 1756, nach Pirna, den Feldzug fortsetzen müssen. Darauf ist Folgendes zu erwidern. Zunächst wäre Oesterreich auch in jenem äußersten Falle noch nicht vollständig niedergeworfen gewesen. Friedrich soll zwar in seinem letzten Lebensjahre zu Rüchel einmal geäußert haben, wenn er bei Kollin gesiegt hätte, so würde er den Frieden auf den Wällen Wiens diktirt haben. Aber schwerlich hat der König damit sagen wollen, daß er Wien wirklich eingenommen haben würde. Auch Bernhardi nimmt das nicht an und Clausewitz sagt, an eine Belagerung Wiens sei gar nicht zu denken gewesen. Aber, setzt Bernhardi weiter und zwar in einer meisterhaften Weise aus-

einander, darauf wäre es auch gar nicht angekommen: die moralische Widerstandskraft Oesterreichs und der österreichischen Staatslenker wäre ohne Zweifel gebrochen gewesen und sie hätten sich, auch wenn sie Wien noch halten konnten, zum Frieden bequemt. Das hat gewiß die höchste Wahrscheinlichkeit für sich, darf aber doch nur mit Vorbehalt in den Kalkül aufgenommen werden. Ein so ungeheurer Erfolg hätte den realen Machtverhältnissen nicht entsprochen, wie auch Friedrich bei seinem Feldzugsplan seine Hoffnungen gar nicht so hoch gespannt hat. Nicht als ein durch besonderes Unglück veranlaßtes Verfehlen darf dieser Feldzug angesehen werden, sondern als ein Werk, das durch den Verlauf selbst so gewaltige Dimensionen angenommen hatte, daß es nur durch eine ganz unerhörte Gunst des Schicksals gelingen konnte. Wenn man diese oder jene kleinen Ursachen anführt, durch welche die Schlacht bei Kollin verloren ging, so vergißt man, daß auf österreichischer Seite noch sehr viel größere Accidents vorfielen. Für den Verlauf der Schlacht von Prag z. B. war es gewiß von großer Bedeutung, daß von den österreichischen Feldherren der eine verwundet, der andere von einem Krampf befallen wurde. Ein Unternehmen, das zuletzt an der Ungeschicklichkeit eines oder des andern Untergenerals scheitern kann, ist eben zu schwach fundirt, denn solche Ungeschicklichkeiten kommen immer vor und müssen vorkommen. Die Niederlage bei Kollin zeigt also dadurch, daß sie Niederlage war, daß Friedrich zur Durchführung eines Feldzuges, der auf die Gefangennahme einer ganzen Armee ausging, zu schwach war und mit den zahlreichen „Wenns" braucht man sich deshalb garnicht aufzuhalten."

Der Publication der Correspondenz des Königs aus diesem Jahr sind Special-Untersuchungen mit Archiv-Studien vorangegangen, von Zimmermann, Taysen und Cämmerer,*) welche das

*) Die Zimmermann'sche Arbeit ist bereits oben citiert; sie befindet sich in den Beiheften zum Militär-Wochenblatt 1882, 1. Heft, und 1884, 1. und 2. Heft. — v. Taysen: „Zur Beurtheilung des Siebenjährigen Krieges". Berlin 1882. — Cämmerer, Friedrich's des Großen Feldzugsplan für das Jahr 1757. Berlin 1883. — Der betreff. (XIV.) Bd. der Correspondenz ist in diesem Augenblick noch nicht erschienen, mir jedoch

Wesentlichste bereits gefunden und überraschend viel Neues gebracht haben.

Es hat sich herausgestellt, daß der König ursprünglich ganz andere Ideen hatte und daß der berühmte Plan einer concentrischen Offensive nach Böhmen eigentlich von Winterfeldt stammt, der den König dafür gewann. Der König wollte sich vorläufig defensiv verhalten und hatte nach den verschiedenen Eventualitäten verschiedene Projecte entworfen.*) Der erste Herausgeber, Zimmermann, meint „eine große Zersplitterung der Kräfte und der Mangel jeden Initiativgeistes zeichnen die drei ersten Projecte aus; die erste Annahme des vierten Projectes hebt sich durch eine ganz merkwürdige, fast unbegreifliche Künstelei hervor; ihre Ausführung hätte kaum gelingen können". Diese Charakteristik ist vom Standpunkt der modernen Strategie garnicht anzufechten: der König lehnt es bei der Ueberlegenheit der Gegner ausdrücklich ab, die Initiative zu ergreifen. Was Wunder, daß der Herausgeber dieser Actenstücke kaum „begreifen" kann, wie der Sieger von Leuthen je so „kleinmüthig" habe denken können! Es ist dieselbe Verlegenheit, die Bernhardi bei dem Feldzug von 1756 und später noch einmal (Bd. II., p. 333) zur Flucht in das Asyl der „unbekannten Gründe" genöthigt hat. In solche Sackgassen verrennt man sich, wenn man einem Mann und einer Zeit Ideen unterlegt, die sie nicht hatten, wenn man die Strategie eines Feldherrn nach der Voraussetzung construirt, daß von seinen zwölf Feldzügen einer (1757) normal und die elf anderen die Ausnahmen gewesen seien; wenn man sich in dieser Voraussetzung auch dadurch nicht irre machen läßt, daß sich herausstellt, auch diesem einen Feldzug ist erst auf fremden Antrieb seine eigenthümliche Gestalt gegeben worden! Denn so ist es thatsächlich, und eben dadurch wird bewiesen, daß König Friedrich sich mit der Offensive des Jahres 1757 aus

---

von dem Herausgeber, Herrn Dr. Naudé gütigst in den Aushängebogen zur Verfügung gestellt worden. —

*) Der Feldzugsplan, den Zimmermann I, 42 bespricht und den er den König zuschreibt, befindet sich nicht in der Polit. Corresp. und rührt, wie mir der Herausgeber Hr. Dr. Naudé mittheilt, nicht von Friedrich her.

seinem eigentlichen System heraushob — erst Winterfeldt und Schwerin haben ihn zum Verzicht auf jene künstlichen Defensivpläne, zum Ergreifen der Initiative und der Offensive aufgerufen, der Eine mit dem Wort: „es verträgt sich weder mit der Ehre noch mit den Interessen Seiner Majestät, vom Feinde das Gesetz anzunehmen", — der Andere mit dem noch durchschlagenderen: „die jetzigen Umstände von Euer Majestät sind allezeit einem hazard unterworfen, als woraus nichts, als ebenfalls die aller hardieste partie prompt zu ergreifen, retten kann".

Auch der auf diese Weise von den beiden Generalen angeregte, aber von ihnen selbst nicht correct durchgeführte und festgehaltene, sondern erst von dem König persönlich ganz auf die Höhe geführte Plan, ist, wie in einer sehr schönen Untersuchung Cämmerer nachgewiesen hat und die „Correspondenz" bestätigt, noch nicht entfernt auf eine wirkliche Niederwerfung des österreichischen Kriegsstaates, oder gar auf eine Operation auf Wien angelegt gewesen. Niemals, weder früher noch später, hat der König solche Gedanken gehegt. Das Ganze war gedacht als ein „Coup", der mit Ende Mai (die Schlacht bei Prag war am 6. Mai) längst vorbei sein müsse.*) Erst der gänzlich unerwartete Erfolg der Schlacht bei Prag ließ den Plan noch weiter

*) In dem Schreiben, in welchem der König dem Feldmarschall Lehwaldt (v. 16. April 1757) seinen Plan mittheilt, ist von der Absicht einer großen Schlacht garnicht die Rede. Es heißt hier: „Wir werden hier zwischen dem 18. und dem 22. dieses den Feind anfallen, von verschiedenen Seiten in seine Quartiere in Böhmen fallen, und, weil er die Distribution von seinen Magazins mit all zu weniger Vorsicht gemachet hat, so gründet sich unser ganzes Project darauf, ihm eine Magazins zu nehmen und ihn mithin **dadurch** fast aus Böhmen herauszujagen. Womit Ich gedenke zum spätesten den 10. Mai fertig zu sein. Alsdenn mögen Russen oder Franzosen kommen, so kann Ich auf allen Seiten Tête machen." — In einem Schreiben worin dem König von England ausführliche Mittheilung von den preußischen Plänen gemacht wird (vom 10. April) ist ebenfalls das Hauptgewicht auf die Eroberung der feindlichen Magazine gelegt. Die Linie bis zu der Friedrich die Oesterreicher zurückzutreiben gedenkt, ist die Beraun etwas südlich von Prag. — Erst in den Schreiben an die Generale tritt auch das Gefecht in den Gesichtspunkt der Betrachtung.

wachsen zu der Gestalt, in der man ihn kennt. Als der König erfuhr, daß die geschlagene Armee sich in die Stadt eingeschlossen habe, da ergriff ihn der Gedanke und er hatte den Muth ihn zu wollen, die ganze Armee gefangen zu nehmen. Von einem Plan, hinterher auf Wien zu marschieren, findet sich aber auch jetzt durchaus nichts; Friedrich beabsichtigte nach der Einnahme von Prag sich mit 30000 Mann gegen die Franzosen zu wenden.

Von hier aus müssen wir noch einmal auf den Anfang des Krieges zurückblicken, über den uns durch die neuere Forschung noch eine weitere wichtige Information zu Theil geworden ist, die wir noch nicht berücksichtigt haben. Wir sahen, wie wichtig es für den Feldzug von 1756 wurde, daß er erst im Herbst begann; man hat deshalb schon früher die Frage aufgeworfen, weshalb Friedrich ihn nicht eher begonnen, wenigstens Ende Juli, da die Situation schon damals völlig reif war. Als Grund der Verzögerung wußte man nichts Anderes anzugeben, als daß Friedrich einem wenig motivierten Wunsch seiner Verbündeten der Engländer nachgegeben habe. In Wirklichkeit ist nun festgestellt worden,*) daß Friedrich selbst absichtlich den Ausbruch noch verzögerte, weil ihm die Franzosen drohten, den Oesterreichern sofort zu Hülfe zu kommen; er rechnete nun, wenn der Feldzug erst Ende August beginne, so würden die Franzosen es für dieses Jahr zu spät finden, sich noch in Bewegung zu setzen.

Glaubt man wirklich dem König die Napoleonische Strategie unterlegen zu können, so wäre diese Hinauszögerung des Angriffes der schwerste Fehler, den Friedrich jemals gemacht hätte. Denn wie viel leichter mußte es ihm werden, Oesterreich im Sommer 1756 niederzuwerfen, wo es nur halb gerüstet war, als 1757! Der Krieg hätte eine Gestalt angenommen ähnlich den Ereignissen von 1805 und 1806, wo Napoleon immer den einen Gegner bereits völlig zerschmettert hatte, ehe der andere zur Stelle war. Welch eine unverzeihliche Versäumniß Friedrichs, statt 1757, wo beide Gegner und noch ein dritter völlig gerüstet waren, diesen Versuch nicht 1756 zu machen, wo er die ganze Ueberlegenheit

*) Durch A. Naudé, Historische Zeitschrift Band 56 p. 430.

einer schon im Frieden stets schlagfertigen Armee völlig ausnutzen konnte! Diese Schlußfolgerung wäre in sich durchaus consequent, wird aber beseitigt dadurch, daß wir nunmehr wissen, wie Friedrich den Gedanken einer völligen Niederwerfung Oesterreichs erst nach der Schlacht bei Prag gefaßt, man muß sagen, sich zu ihm hat verleiten lassen, nicht zur Minderung seiner Größe. Denn es ist der echte Heros, den die Götter lieben, der auch einmal „Unmögliches begehrt."

Den Feldzug des Jahres 1758 beginnt der König damit, daß er in Mähren einfällt und Olmütz belagert. Bernhardi widerlegt die Aufstellung Clausewitz', daß Friedrich schon damals „eine Schlacht nur im äußersten Nothfall liefern" wollte, durch Heranziehung des seitdem publicirten Briefwechsels des Königs. Der König sagt hier, daß er gerade deshalb Olmütz belagerte, weil er hoffte, daß die Oesterreicher, um die Stadt zu retten, eine Schlacht liefern würden. Das ist richtig, aber ein wesentlicher Punkt wird von Bernhardi nicht genügend hervorgehoben. Der König will eine Schlacht „in einem Gelände, das der Feind nicht nach Gefallen wählen kann." Die Oesterreicher standen in Böhmen und erwarteten die Preußen hier. Hier aber wollte der König nicht mit ihnen schlagen. Eine solche Schlacht auf einem vom Feinde gewählten Terrain ist dem König schon zu unsicher; ein Sieg unter solchen Umständen zu kostbar und den Preis nicht mehr werth. Man sieht, es ist von dem ungeheuren Schwung des Jahres 1757 wieder die Rückkehr zu den eigentlichen Grundsätzen des Königs und zugleich die erste Stufe auf dem Wege, der endlich zum „Militärischen Testament" und dem bayerischen Erbfolgekrieg führte. Nun kam es aber bekanntlich bei Olmütz dennoch nicht zur Schlacht. Warum nicht? Auch Bernhardi zweifelt nicht (S. 243), daß Daun Stand gehalten haben würde, wenn der König ihn angriff*) und er weiß keinen andern Grund, als daß der König

*) Cämmerer l. c. p. 13 sagt: „Daun bot durchaus keine Gelegenheit zur Schlacht." Diese Behauptung hätte denn doch nicht so ohne Beweis hingestellt werden dürfen. Ich fürchte, sie ist zuletzt auch nur der Verlegenheit entsprungen, die Vermeidung der Schlacht mit dem angeblichen

erst seine Bagage habe in Sicherheit bringen wollen — das sollte einmal Daun gesagt haben! erlaube ich mir hier einzuwerfen — und sich einen bessern Rückzug sichern. Deshalb zog er sich, ohne zu schlagen, durch Böhmen zurück. Nun — man muß sagen — wozu ging er denn erst nach Mähren? Der wahre Grund — und auch Bernhardi nennt ihn wenigstens beiläufig — ist, daß durch den Verlust des großen Nachschub-Transportes, den ihm Laudons Geschicklichkeit zugefügt hatte, der König außer Stand gesetzt war, die Belagerung von Olmütz zu vollenden und sich selbst nach einem Siege in Mähren zu halten; daß also der „importante Zweck", den man nach seinem Grundsatz mit einer Schlacht suchen soll, ohnehin verfehlt war.

Da man Hochkirch nicht als solche rechnen darf, so hat der König den Oesterreichern in diesem Jahre überhaupt keine Schlacht geliefert. Der Erfolg der Schlacht bei Zorndorf entsprach nicht seinen Hoffnungen; das Uebergewicht der Preußen war so gering, daß die Russen nahezu die Schlacht als eine unentschiedene in Anspruch nehmen konnten. Der König hielt es aber nicht für räthlich den Angriff sei es nun sofort, sei es in den nächsten Tagen zu wiederholen, um seinen Sieg zu vollenden. Daß seine Truppen nicht mehr die Kraft dazu gehabt hätten, darf man nicht sagen, wenn man daran festhalten will, daß die Preußen überhaupt gesiegt haben; denn was wäre ein Sieg, wenn er nicht einmal dem Sieger die Kraft giebt, den Besiegten, dem keinerlei neue Hülfen zugewachsen sind, der in diesem Falle sogar keinen Rückzug hatte, vollends niederzuschlagen? Ich will nicht definitiv über die Sache urtheilen, denn dazu gehörte eine Spezial-Untersuchung, die man besser bis zum Erscheinen dieses Theiles der Correspondenz aufspart, aber soviel ist klar, daß wenn man sich auf den Boden der herrschenden Ansicht stellt, wonach die Preußen einen wenn auch nicht sehr erheblichen, doch immerhin einen Sieg

Schlachtprincip des Königs in Einklang zu bringen. Ganz ebenso wie Bernhardi ist auch Taysen „Zur Beurtheilung des Siebenjährigen Krieges" p. 51, der Meinung, daß es zur Schlacht gekommen sein würde, wenn der preußische Transport durchkam.

erfochten haben, so mußten sie auch in der Lage sein durch eine letzte äußerste Anstrengung dem Feinde den Garaus zu machen. Friedrich versuchte es nicht, unzweifelhaft weil er nach dem großen Verlust des ersten Schlachttages nicht noch mehr opfern wollte und weil oder indem er sofort mit einer leidlichen Armee wieder gegen die Oesterreicher umkehren mußte. Dies Resultat der Zorndorfer Schlacht ist höchst charakteristisch für die Fridericianische Strategie. Ein moderner Feldherr würde ganz anders rechnen. Friedrich glaubte schleunigst wieder nach Sachsen zurückkehren zu müssen, weil die Oesterreicher dort den Prinzen Heinrich zu überwältigen und Sachsen einzunehmen drohten. Ein moderner Feldherr würde darin eine so sehr große Gefahr nicht gesehen haben; er würde dem Prinzen Heinrich befohlen haben, Dresden so auszustatten, daß es sich einige Zeit lang halten könne, und sich mit dem Rest der Armee Schritt für Schritt zurückzuziehen. Wäre auch ganz Sachsen (mit Ausnahme des befestigten Dresden) in die Hand der Oesterreicher gefallen, was schadete es? Hatte das Heer des Königs mittlerweile die Russen völlig vernichtet, so konnte es, ohne den Russen gegenüber etwas stehen zu lassen, umkehren, sich mit den Truppen des Prinzen Heinrich und den Truppen, die bis dahin Schlesien gedeckt hatten, vereinigen und durch einen Sieg in der sächsischen Ebene den Oesterreichern nicht nur alles Gewonnene wieder entreißen, sondern auch ihre Armee definitiv zertrümmern. Nach diesen Grundsätzen handelte Napoleon im Jahre 1814;*) nach diesen Grundsätzen handelte Vogel von Falckenstein im Jahre 1866; er hatte es mit zwei getrennten Gegnern, den Baiern und den vereinigten Süddeutschen zu thun und schlug erst die Einen, dann die Anderen mit seiner Gesammtkraft, indem er sogar Garnichts gegen den jedesmal ver-

*) Clausewitz ist sogar der Meinung, daß Napoleon in der Durchführung 1814 noch nicht weit genug gegangen sei. Nach den seitdem veröffentlichten Urkunden kann ich mich ihm darin nicht anschließen; (vergl. mein Leben Gneisenaus Kl. Ausg. Bd. II. p. 67) aber darauf kommt es hier nicht an, es handelt sich nur um den G r u n d s a tz, daß momentaner Land-Verlust nicht in Anschlag kommt gegen den Vortheil der vollen Ausnutzung eines Sieges.

nachlässigten Gegner stehen ließ;*) nach diesen Grundsätzen hatte Prinz Friedrich Karl sich vorgesetzt zu handeln (Ende November 1870) für den Fall, daß die Franzosen mit einer Armee von der Loire auf Fontainebleau vordringen und sich mit einer anderen vor Orléans zeigen sollten.*) Friedrich handelte nicht so und es bleibt wieder nichts übrig als ihn mangelnder Entschlossenheit anzuklagen oder den Grund in einem besonderen System der Strategie zu finden. Denn das kann keiner Frage unterliegen, daß wenn ihm ein Feldzug in der Art des eben skizzierten gelungen wäre, wenn er erst die Russen vernichtet, dann den Oesterreichern das mittlerweile verlorene Sachsen durch einen neuen Sieg wieder entrissen, daß ihm solche Erfolge unmittelbar den Frieden verschafft haben würden.

Von den übrigen Schlachten des Siebenjährigen Kriegs seit 1759 — denn auf diese muß man es wesentlich beziehen — sagt der König selbst in der mehrfach citirten Einleitung zu seiner Geschichte des Kriegs, in einem fast entschuldigenden Ton, daß die Nothwendigkeit ihn gezwungen habe, sie zu schlagen. Man braucht das wohl nicht so ganz wörtlich zu nehmen; es paßt in der Hauptsache nur auf Torgau. Bei Kunersdorf aber hat der König wohl auch im Herzen die Hoffnung gehegt, Alles daran zu setzen, um durch einen ungeheuren Schlag der kaum noch erträglichen fressenden Qual dieses Krieges ein Ende zu machen. Der Versuch scheiterte ebenso wie der von Kollin.

Man hat die Strategie Friedrichs, um sie in das moderne Schema einzupassen, verglichen mit dem Verhalten der deutschen Armeen, welche im Jahre 1870 die Belagerung von Paris zu

---

*) Auch dem General Vogel von Falckenstein wird der Vorwurf gemacht, daß er den Grundsatz, einen einmal erfochtenen Erfolg auf der Stelle so weit als möglich zu verfolgen weder bei Dermbach, noch auch namentlich nach dem Treffen bei Kissingen vor Schweinfurt zur Geltung gebracht habe. Ich lasse dahingestellt, wie weit ihn bezüglich des Letzeren persönliche Schuld trifft. In abstracto war es sicherlich ein Fehler, der sich mit Friedrichs Verhalten nach Zorndorf in Parallele stellen läßt — immer wieder mit dem Unterschied: si duo faciunt idem non est idem: ür Friedrich und seine Verhältnisse war es kein Fehler.

*) Brief an den König vom 26. November 1870.

decken hatten. Nach allen Seiten zugleich mußten sie Front machen und lagen fortwährend auf der Lauer, um einem Gegner, der ihnen zu Passe kam, einen tüchtigen Schlag zu versetzen und sich dann ohne den Sieg zu weit zu verfolgen, wieder nach einer andern Seite zu wenden. Ganz ähnlich, hat man gesagt, hat Friedrich durch „kurze Offensivstöße" (so lautet die Directive Moltkes an die Commandirenden der Deckungsarmeen) sich bald die Oesterreicher, bald die Russen, bald die Franzosen vom Leibe gehalten. Der Vergleich ist äußerlich zutreffend, hat aber den Fehler, daß die Hauptsache vergessen ist: die Aufgabe der Deckungs-Armeen im Winter 1870 war keine selbstständige, sondern nur ein Zweig einer größeren Action, und nicht in jeder secundären Bewegung kommt das Grundprincip einer Thätigkeit zur Erscheinung. Der Zweck dieses Theiles des Krieges, im höchsten Sinne dem Princip der Vernichtung der feindlichen Streitkräfte entsprechend, war die Einnahme der feindlichen Hauptstadt mit ihren ungeheuren Hülfsquellen, dem Mittelpunkt des gesammten Verwaltungs-Apparats, den Hunderttausenden von Soldaten in ihren Mauern. Hier lag der letzte Zweck auch für die Deckungs-Armeen.*) Sie konnten und mußten sich daher begnügen mit „kurzen Offensivstößen", sie konnten und mußten darauf verzichten taktische Erfolge völlig auszubeuten, denn ihre Aufgabe war in erster Linie ein bestimmtes Terrain, einen weiten Zirkel rings um Paris herum zu behaupten. Sie durften sich daher auch aufs Abwarten legen, sie durften einmal den gar zu sehr abgehetzten Truppen eine Ruhe gönnen, dafür flogen sie dann auch wieder von Amiens nach Rouen und von Rouen nach Amiens (hier wurde sogar die Eisenbahn benutzt); oder von Vierzon zum Loir und vom Loir wieder nach Gien. Hier ist also auch in der modernen Strategie einmal eine Episode erschienen, wo auch das

*) Ganz außer Augen gesetzt wurde freilich auch der Zweck der directen Zerstörung der feindlichen Streitkräfte nicht. 6. Dec. schrieb Gen. v. Moltke an das Commando der II. Armee: „Es ist von großer Wichtigkeit, daß bei endlichen Friedens-Verhandlungen Frankreich nicht geltend machen kann, es habe ein Heer von 100,000 Mann, welches das Feld behauptete."

Manöver eine gewisse, wenn auch sehr unbedeutende Rolle spielt*). Aber es ist nicht die Action selbst, sondern nur eine Unter-Action, welche heute so gestaltet werden darf. Friedrichs Kriegsgenius ist zu groß um durch diese Seitenpforte in die moderne Strategie hineincomplimentirt zu werden.

Der Grund des Irrthums über die Strategie Friedrichs liegt wohl meist darin, daß man die großen Schlachten des Königs isolirt betrachtet. Liest man nun außerdem, daß der König namentlich in den drei ersten Jahren des Siebenjährigen Kriegs nicht nur diese Schlachten schlug, sondern fortwährend, auch in den Wochen und Monaten wo er manövrirte, den Wunsch hegte, Gelegenheit zum Schlagen zu finden, so scheint der Beweis der Wesens-Gleichheit mit der Napoleonischen Strategie geliefert. Der Trugschluß in diesem Räsonnement liegt auf der Hand. Sehen wir davon ab, daß Friedrichs eigene Aussprüche nicht damit stimmen: er mag sich über sein eigenes Thun theoretisch nicht klar gewesen sein. Sehen wir davon ab, wie oft er den Gesetzen der ihm untergelegten Strategie nicht gerecht wurde: es mag Mangel an Entschlossenheit gewesen sein. Aber selbst das fortwährende Streben nach der Schlacht, besonders in den Jahren 1758 und 1759, genügt nicht, um daraus die Grundsätze der napoleonischen Strategie zu erweisen; dazu wäre der Nachweis nöthig, daß der König nicht nur nach der Schlacht-Entscheidung gestrebt, sondern auch durch Heranziehung aller irgend verfügbaren Truppen, selbst unter Aufopferung ganzer Landschaften, auch alle dazu irgend dienlichen Mittel in Anwendung gebracht habe. Das hat der König unzweifelhaft nicht gethan. Unausgesetzt gebraucht er Manöver, welche nicht dem Vernichtungs-Princip dienen. Dazu gehören vor allem diejenigen Truppen-Aufstellungen, welche bestimmt sind, bestimmte

*) Man kann vielleicht die Operationen des General von Goeben zwischen Bapaume (3. Jan.) und der Einnahme von Peronne so bezeichnen. Nach der Wiedereinnahme von Orleans meldete der General von Stiehle (Chef des Generalstabs des Prinzen Friedrich Karl) dem General von Moltke, mehr durch Manöver als durch Gefecht sei dieser Erfolg erzielt worden.

Landestheile zu „decken". Auf das Allerstrengste ist es seit Napoleon verpönt, größere Truppencorps zu solchen Deckungen zu verwenden. Alles was heranzubringen war, raffte Napoleon zusammen, um sich damit 1815 auf die nächststehenden beiden feindlichen Armeen in Belgien zu werfen. Kaum einige Compagnien von der ganzen ungeheuren deutschen Armee verwandte 1870, zum Entsetzen vieler Süddeutschen, Moltke, um die lange badische Grenze zu decken, sondern ließ Alles auf der kurzen pfälzisch-preußischen Grenze aufmarschieren. Bei Friedrich hingegen geht es fast durch den ganzen Krieg durch, daß er seine Truppenmacht theilt, um mit dem einen Corps Schlesien, mit dem anderen Sachsen zu decken.

Hier ist nun der Platz, das Problem bis in seine letzten Consequenzen zu verfolgen und die Frage aufzuwerfen: wenn der König denn principiell dem System der alten Monarchie angehört, ist er nicht in seiner Nachgiebigkeit gegen das Schlachtprincip zu weit gegangen? Hat der Prinz Heinrich und die militärische Kritik des 18. Jahrhunderts, die ihm beigetreten ist, etwa Recht gehabt, wenn sie ihm das zum Vorwurf machten? Prinz Heinrich sagte in seiner hämischen Weise: „mein Bruder wollte immer batailliren, das war seine ganze Kriegskunst". Nun, fragen wir einmal mit ihm, was haben Friedrich seine Schlachten denn genützt? Er selbst scheint ja der brüderlichen oder vielmehr unbrüderlichen Kritik zuletzt Recht gegeben zu haben, nicht nur dadurch, daß er den Prinzen für den Feldherrn erklärte, der nie einen Fehler gemacht habe, nicht nur dadurch, daß er selbst die Methode Daun's für die „unzweifelhaft gute" erklärte, sondern namentlich dadurch, daß er in den beiden letzten Jahren des großen Krieges auch thatsächlich sich diesen Principien völlig anbequemt und keine Schlacht mehr geliefert hat und zwar im Jahre 1762 sogar, obgleich der Uebertritt der Russen ihm zeitweilig die numerische Ueberlegenheit gab.

Das Vermeiden der Schlacht ist hier oft so klar, daß selbst Bernhardi mit den „unbekannten Gründen" und der „Rettung der Bagage" nicht mehr auskommen kann, sondern einmal (II, 360) meint, der König habe einen Sieg über die Russen

„verschmäht“ — ein Stolz, den ehrlich gestanden, ich Friedrich nicht zutraue. Feldherren wie Daun, Schwarzenberg, Gyulai, Bazaine mögen zuweilen einen Sieg „verschmäht“ haben, aber die Friedrich und Napoleon gehörten im Allgemeinen zu den Menschen, die Siege mitnahmen, wo sie glaubten sie gebrauchen zu können.

Man kann die Schlachten Friedrichs in zwei Gruppen eintheilen, die zwar ineinander übergehen, aber eine grundsätzliche Verschiedenheit zeigen, nämlich solche, die wesentlich dazu dienten, einmal eingenommene Stellungen und Landschaften zu vertheidigen oder wiederzugewinnen und solche, welche darauf ausgingen, direct auf die Entscheidung des Krieges hinzuwirken. Zu der ersten Gruppe gehören wesentlich Roßbach, Leuthen, Zorndorf, Liegnitz, Torgau, zur zweiten Prag, Kollin, Kunersdorf; letzteres kann zu beiden Gruppen gerechnet werden, bis auf einen gewissen Grad auch Zorndorf und Torgau. Letztere beiden wieder aber nur soweit, als sie den Zweck der ersten Gruppe verfolgten, nicht den der zweiten. Nun ist es klar, daß ohne die Schlachten von Prag, Kollin und Kunersdorf des Königs Position unendlich viel günstiger gewesen wäre, als mit ihnen. Denn auch die Früchte des Sieges von Prag sind völlig wieder verloren gegangen, nur der Verlust ist geblieben und wie viel leichter hätte dem König das Durchhalten des Krieges werden müssen ohne Kollin und Kunersdorf, da er sogar mit diesen Niederlagen sich zu halten vermocht hat! Das würde nun noch nichts beweisen, denn wer nicht einmal riskirt, eine Schlacht zu verlieren, kann auch keine gewinnen. Aber man beachte, daß die genannten Schlachten in der Tendenz, zwar nicht absolut, aber doch dem Grade nach sich deutlich von den anderen Schlachten des Königs unterscheiden. Es sind gerade diejenigen, welche dem modernen Princip, in der Schlacht selbst, ihrer Vernichtung, ihrer moralischen Wirkung das Entscheidende zu sehen, am nächsten stehen. In diesen Schlachten ist der König (Prag aufgehoben gedacht durch Kollin) unterlegen; gesiegt aber hat er in den Schlachten, welche wirklich durch unbedingte Nothwendigkeit gefordert waren und insofern mehr in dem System des Jahrhunderts blieben.

Er hätte also nie andere Schlachten als dieser Art schlagen sollen. So könnte man räsonniren — logisch völlig correct und doch wie völlig verkehrt! Es ist die Sprache der Kinder dieser Welt, die so spricht. Gewiß, Kollin und Kunersdorf waren Niederlagen und deshalb selbstverständlich auch Fehler, aber Fehler wie sie nur der Genius machen kann und machen muß. Denn um er zu sein, mußte Friedrich Leuthen und Torgau schlagen und um Leuthen und Torgau schlagen zu können, mußte er auch der Mann sein, der es sich vermaß, das Schicksal zwingen zu wollen, und sollte es ihn auch nach Kollin und Kunersdorf führen.

Hier ist es, wo man Friedrich suchen muß, wenn man ihn wahrhaft kennen lernen will. Und dieses Heldenthum hat man geglaubt erfassen zu können mit einer theoretischen Formel? In einer besseren Einsicht in das Wesen der Schlacht soll es gewurzelt haben! Man braucht wahrlich noch nicht den Werth der theoretischen Erkenntniß zu unterschätzen, um zu wissen, daß Helden nicht durch die Theorie gebildet werden und daß Erkenntnißsätze, welche heute jeder Fähnrich auf der Kriegsschule fähig ist, zu begreifen, nicht Offenbarungen von solcher Tiefe enthalten können, daß sie im vorigen Jahrhundert im Stande waren, die Welt aus den Angeln zu heben. Das steht auch nicht in Widerspruch mit einer außerordentlichen Hochschätzung der Clausewitz'schen Gedankenarbeit und der Bedeutung dieser Gedankenarbeit, dieser Theorie für die preußische Armee. Denn nicht in dem Finden eines einzelnen Satzes besteht Clausewitz' Werk — das kann auch einmal ein Empiriker von gesunder natürlicher Anlage — sondern in der Sicherheit des dialektischen Zusammenhanges des ganzen Systems.

Wenn die Vertheidiger der doctrinären Strategik den Unterschied Friedrichs von seinen Zeitgenossen in der „Einsicht in das Wesen der Schlacht" setzen wollen, so gehen sie immer von der stillschweigenden Voraussetzung aus, daß alle die Anderen sich nie zu dem Gedanken einer Schlacht emporgeschwungen hätten. Das ist aber durchaus unrichtig. Ganz abgesehen von Prinz Ferdinand von Braunschweig, Prinz Heinrich, Laudon, kann selbst von Daun nicht gesagt werden, daß er nie an etwas Anderes gedacht habe,

als hin und her zu manövrieren. Daun war sich und doch wohl sehr mit Recht bewußt, daß die Oesterreicher in offener Feldschlacht den Preußen nicht gewachsen seien, am allerwenigsten sich getrauen durften, sie anzugreifen. Sie durften daher allein mit ihren eigenen Kräften weder in die sächsische Ebene noch in das mit Festungen besetzte Schlesien vorgehen. Darüber waren Hof, Minister und Generale einig. Für sich allein suchten die Oesterreicher, wenigstens seit 1757, im Winter vorher hatten sie noch Kühneres gedacht,*) höchstens eine oder die andere Grenzfestung zu nehmen, fremdes Gebiet zu schädigen, das eigene zu schützen, den Feind an der Benutzung der Hülfskräfte einzelner Bezirke zu hindern. Daß dadurch die Entscheidung gebracht werden könnte, bildeten die Oesterreicher sich aber nicht ein. Ihre Hoffnungen auf Erfolg setzten sie auf Cooperationen bald mit den Franzosen bald mit den Russen, daneben auch mit der Reichsarmee und den Schweden. Vereinigt mit einem oder dem anderen der Verbündeten wollte man in das Herz der preußischen Staaten eindringen und es dann auch auf eine Schlacht, auch eine Offensiv-Schlacht**) ankommen lassen.***) Zu der gewünschten Cooperation zu gelangen war nun aber schwer. Die Operationsbasen für die verschiedenen Heere lagen weit auseinander, die Interessen der Höfe, die Ansichten der Generale, man möchte sagen, ebensoweit. Einfach von allen Seiten zugleich vorzudringen, durfte man nicht wagen; man sah voraus, daß der König von Preußen sich dann auf einen nach dem anderen werfend einen nach dem anderen schlagen werde. Man suchte also die directe Vereinigung. Spät im Jahr, wenn der Graswuchs für die Fouragierungen weit genug war, setzten sich die Heere von den Winterquartieren aus in Bewegung. Lange vorher mußten die Magazine nach den beabsichtigten Märschen eingerichtet sein; gelang es den Preußen, wie 1759 in Franken, 1761 in Gostyn ein Hauptmagazin zu verbrennen, so war die Ausführung für Wochen und Monate unmöglich. Einmal hatte man in Wien noch im Sommer einen guten Gedanken, aber man

*) Vergl. Arneth, Mar. Theresia V, 90 ff., Zimmermann l. c. II. p. 10 ff.
**) Arneth II. p. 33.
***) Arneth, II. p. 3. p. 15. p. 30.

gab ihn wieder auf, denn man sagte sich, bis man den Plan in Petersburg vorgetragen, dort die Zustimmung erlangt, der Befehl den russischen Oberfeldherrn zwischen Weichsel und Oder erreicht und dieser seine Vorbereitungen getroffen habe, sei man so weit im Herbst, daß die Sache doch nicht mehr thunlich sein werde. Und bei all diesen Erwägungen, Plänen, Versuchen, Manövern, stand in der Mitte des zu betretenden Gebietes der Preußenkönig, auf dem Sprunge, jede falsche Bewegung, jede unvorsichtige Blöße zum tödtlichen Stoße zu benutzen; jener König von dem der französische Bevollmächtigte General Boisgelin nach Hause berichtete, daß „seine Anwesenheit immer solchen Eindruck sowohl auf seine eigenen Armeen als auch auf die gegenüberstehenden ausübe!“

Da glaubte Daun schon Großes zu thun, wenn er im Sommer 1760 seinem Herzen einen Stoß gab und in Schlesien direkt mit eigenen Kräften die Schlachtentscheidung zu erzwingen suchte: Friedrich aber war es diesmal, der ihr auswich. Endlich als die Oesterreicher glaubten das Netz zuziehen zu können, kam Friedrich ihnen zuvor und riß das Netz durch den Anprall gegen den isolirten Laudon bei Liegnitz entzwei. Wie die frühern Feldzüge mehr von der negativen, so zeigt es dieser Feldzug auch von der positiven Seite, daß die österreichischen Generale sich in den theoretischen Grundsätzen von Friedrich nicht wesentlich unterscheiden: wie dieser in den Zeiten, wo er auf günstigen Erfolg hoffen konnte, neben seinen Manövern nach einer Schlacht suchte, so die Oesterreicher jetzt, wo sie ihrerseits glaubten, stark genug dazu zu sein und wie Friedrich zuweilen mit seinen Hoffnungen gescheitert ist, so Daun und Laudon 1760 bei Liegnitz.

Der geistreichste unter den Vertheidigern der doctrinären Strategik, Bernhardi, hat besonderes Gewicht darauf gelegt, daß Friedrichs Schlachten meist als Vernichtungsschlachten angelegt gewesen seien und daß der König gewußt habe auch die moralischen Folgen eines Sieges zu schätzen und auszunützen. Ein sehr schönes Aperçu, aber wieder sehr schlecht angewandt, wenn

es beweisen soll, daß Friedrichs Ueberlegenheit in seiner strategischen Einsicht bestanden habe.

Wenn Daun einen Sieg erfochten hatte, so dachte er allerdings nicht daran, die augenblickliche Depression auf der feindlichen Seite zu benutzen, um durch unaufhörliches Nachdrängen den Sieg zu vergrößern. Der Grund liegt aber nicht in einem Mangel an Einsicht,*) sondern des Charakters. Die Verfolgung unmittelbar nach der Schlacht ist, wie die Erfahrung aller Zeiten lehrt, das schwerste, was es giebt. Soldat wie Feldherr sind matt; ebenso sehr von der voraufgegangenen ungeheuren Anspannung, wie in dem nunmehr platzgreifenden Gefühl der Erlösung. Friedrich selbst sagt einmal, er habe die Erfahrung gemacht, daß unmittelbar nach einem Siege die Truppen schwer wieder ins Feuer zu bringen seien; man müsse ihnen wenigstens einige Tage Zeit dazwischen lassen. Verfolgungen in der Art wie die von Belle-Alliance haben auch seine Feldzüge deshalb nicht aufzuweisen.

Aehnlich verhält es sich mit der Anlage von Friedrichs Schlachten zu Vernichtungsschlachten. Bernhardi argumentirt: die übrigen Feldherren der Zeit suchten eine Schlacht nicht um des eigentlichen Schlachterfolgs willen, sondern um der Landschaft willen, die sie erobern wollten, der Möglichkeit, eine Festung zu belagern u. s. w. Deshalb sahen sie es von vorn herein gar nicht darauf ab, dem Feind auch einen möglichst großen Verlust beizubringen, sondern waren froh, wenn er ihnen das Terrain möglichst billig überließ. Friedrich hingegen, der die Schlacht um ihrer selbst willen schlug, suchte sie auch so anzulegen, daß der Feind womöglich ecrasirt wurde. Er wählte also eine solche Angriffsfront, daß der Feind im Fall der Niederlage von seiner Rückzugsstraße abgedrängt wurde, oder er suchte ihm diese durch eine besondere detachirte Abtheilung zu verlegen. Die Beobachtung ist nicht einmal vollständig richtig:

*) Daß es den Oesterreichern hieran nicht fehlte, beweist z. B. Arneth, Mar. Theres. V, 348, wo es heißt, Nadasdy sei beschuldigt worden, daß er nach dem Sieg bei Breslau die Preußen allzuläßig verfolgt und dadurch die Gelegenheit versäumt habe, sie völlig zu Grunde zu richten.

Liegnitz war von Seiten der Oesterreicher als Vernichtungsschlacht angelegt, und auch Friedrich ist der Plan nur bei Leuthen wirklich gelungen, aber weder bei Prag, noch bei Zorndorf, noch bei Torgau, um von Kollin und Kunersdorf zu schweigen. Dabei hat das Verfahren den Nachtheil, daß in einem Fall die betreffende detachirte Abtheilung auf dem Schlachtfelde fehlt, im anderen bei unglücklichem Ausgang meist der eigene Rückzug bedroht ist. Hätte Jemand den Prinzen Heinrich oder den Herzog Ferdinand gefragt, warum sie ihrerseits nicht darauf ausgingen, Schlachten in dieser Weise zu liefern, so würden sie schwerlich geantwortet haben, daß ihnen an der Größe des Verlustes, den sie dem Feinde beibrächten, nichts liege, sondern sie würden auf die Schwierigkeit der Sache selbst und die so sehr vergrößerte eigene Gefahr hingewiesen haben. Wiederum also ein Unterschied der Kühnheit und des Selbstvertrauens und nicht der Theorie.

Erst hinterher kommt diese, um dem schwachen Herzen nachzuweisen, daß es mit seiner Vorsicht im Recht sei, und noch nach hundert Jahren rufen die Gelehrten Beifall und finden, der Hauptnachtheil Dauns und Genossen Friedrich gegenüber habe doch darin bestanden, daß sie nicht die richtige Einsicht in das Wesen der Schlacht hatten. Wenn man wenigstens gleich hinzu fügte: auch des Manövers! Denn auch darin war Friedrich seinen Gegner ganz ebenso über, wie in seinen Schlachten — nicht nur durch Schnelligkeit und Findigkeit, sondern wiederum durch die Kühnheit. Denn weil er es darauf wagte, dabei angegriffen zu werden — und bei Hochkirch und Maxen ist es ihm auch einmal schlecht bekommen — deshalb konnte Friedrich Stellungen nehmen und Märsche machen und machen lassen, die kein Anderer sich getraut hätte. Manöver werden vergessen gegen die Schlachten und mit Recht, aber hier ist es vielleicht einmal Zeit, daran zu erinnern, daß es Manöver waren, nicht Schlachten, durch welche Friedrich die Folgen der Niederlagen von Hochkirch und Kunersdorf wieder auszugleichen wußte. So ganz verächtlich sollte man daher von den Manövern schlechthin doch nicht sprechen.

Hier sind wir practisch auf demselben Punkt angelangt, auf

den uns schon die theoretische Betrachtung der Strategie der alten Monarchie geführt hatte. Hundert Mal bei all' den Hin- und Wiedermärschen, den Unternehmungen, den tastenden Versuchen, den Diversionen und Stellungs-Wechseln hätten die Oesterreicher die Gelegenheit gehabt, den Preußen, wenn sie sich ihnen auch generell nicht gewachsen fühlten, furchtbare Schläge beizubringen. Aber wo war der Mann im richtigen Augenblick den Entschluß zu fassen? Die Staatsmänner daheim in dem sicheren Wien, die Kaiserin selbst, Maria Theresia drängten zu Thätigkeit und Wagniß — aber das Sprüchwort, das sagt: Der Muth wächst mit dem Quadrat der Entfernung, gilt auch von dem strategischen Muth. Das ist ja die Natur des Krieges, daß man nie so ganz genau die Verhältnisse auf der feindlichen Seite kennt, nie so ganz das Ineinandergreifen selbst der eigenen Abtheilungen vorher sicher stellen kann. Ist die Armee drüben wirklich so schwach, wie die Spione berichten, ist sie wirklich so unaufmerksam, sind im Terrain nicht noch verborgene Hindernisse, naht sich von irgend einer Seite eine Unterstützung? Ehe der vorsichtige General alle diese Fragen mit völliger Sicherheit beantwortet hat, ist die günstige Gelegenheit schon vorüber. Nicht weil sie Siege für überflüssig hielten — auch wenn sie hier und da es sich selber einzureden versuchten — sondern weil das damalige Kriegssystem es der subjectiven Entscheidung des Feldherrn zuschob, ob geschlagen werden solle oder nicht und sie nicht den Muth hatten, eine Niederlage zu riskiren, deshalb benutzten die Oesterreicher solche Gelegenheiten nicht. Selbst der thätige und entschlossene Laudon, der an zweiter Stelle, wo eine geringere Verantwortung zu tragen ist, sie nicht gescheut hatte, verfiel dem Zaudersystem, als er endlich selbst den Oberbefehl über eine Armee erhielt.

Friedrich selbst hat, wie wir gesehen haben, sich einmal den Satz angeeignet, Schlachten seien das Auskunftsmittel ungeschickter Generale, die sich nicht anders zu helfen wüßten — aber es gehört noch nicht der höchste Grad von psychologischer Feinheit dazu, um herauszufinden, daß Friedrich, nicht um Deckung hinter ihm zu finden, diesen Satz in seiner äußersten Schroffheit aufnahm, sondern um nach der Erfahrung von

Kunersdorf seinen eigenen Muth, sein gewaltiges Temperament damit zurückzuhalten. Aber, wo er einsah, daß es nothwendig war, nahm er die Schlacht auf und weil er es wagte sie aufzunehmen, erreichte er hundert Mal seine Erfolge, ohne sie ausfechten zu müssen, nur weil sein Gegner sie nicht wagte und lieber freiwillig zurückwich als eine solche Gefahr auf sein Haupt herabzubeschwören.

Weil Friedrichs Zeitgenossen, die andern Feldherren seiner Epoche nicht so zu handeln vermochten, ist es Mode geworden, von ihnen mit der höchsten Nichtachtung zu sprechen. In Bernhardi's Buche erschienen sie alle, nicht bloß Daun sondern auch Laudon, Prinz Ferdinand von Braunschweig und Prinz Heinrich, um es geradezu zu sagen, als mehr oder weniger elende Kerle. Namentlich Prinz Heinrich wird von Bernhardi in einem Ton behandelt, daß, wäre er berechtigt, man nichts besseres thun könnte, als des Prinzen Reiterbild von dem Denkmal Friedrich's zu entfernen und es in irgend einem Winkel zu verbergen.

Man darf aber Bernhardi deshalb keinen Vorwurf machen*), im Gegentheil, man muß ihm Dank wissen, daß er den Muth gehabt, diese Consequenz seiner Auffassung offen auszusprechen. Gilt das Napoleonische System auch für den Siebenjährigen Krieg, hat Friedrich dasselbe befolgt, so ist kein Grund, nicht denselben Maßstab an die übrigen Generale zu legen, und diese können freilich nicht dabei bestehen. Es wird eine Gelegenheit aufgezeigt, wo sie hätten mit dem Feinde handgemein werden können; sie haben es nicht gethan — da ergiebt sich der Schluß von selbst.

Für uns stellt sich die Sache ganz anders. Wir erkennen die Kriegführung des 18. Jahrhunderts als etwas historisch Berechtigtes und Nothwendiges an. Diese lehrte keineswegs, daß alles Heil ausschließlich in der taktischen Entscheidung liege und

---

*) Abgesehen davon, daß doch auch die Thatsachen häufig nicht ganz correct dargestellt sind, wie zunächst für die Jahre 1756—59 nachgewiesen worden ist von Richard Schmitt in seiner Dissertation „Prinz Heinrich von Preußen als Feldherr im Siebenjährigen Kriege". Greifswald 1885.

daher unausgesetzt die Schlacht angestrebt werden müsse. Sie gab auch andere Mittel der Kriegskunst an die Hand. Da ist es denn menschlich zu verstehen, wenn selbst bei Männern, die würdig befunden wurden, an der Spitze von Armeen zu stehen, angesichts der unermeßlichen Verantwortung und Gefahr, sich eine gewisse Vorliebe für jene milderen Mittel ausbildete und sie darüber selbst die Momente, wo allein „das stolze Gesetz der Schlacht" hätte angerufen werden dürfen, selbst Momente, welche die Schicksalsgöttin ihnen besonders günstig gestaltet hatte, nicht immer wie Friedrich im Fluge zu erhaschen wußten.

Ja wir haben gesehen, von Friedrichs eigener Größe beginnt es abzubröckeln, wenn man ihn aus seinem eigenen Jahrhundert und den Verhältnissen seines Staates heraussheben und mit dem Maßstabe des 19. Jahrhunderts messen will. Hier und da erreicht er ihn, an tausend anderen Stellen bleibt er nothwendig zurück — wir sahen, daß man schon dahin gelangt ist, von seinem „unbegreiflichen Kleinmuth" zu sprechen. Warum hat er den Krieg nicht schon im Juli 1756 begonnen? Warum hat er das Lager von Pirna nicht erstürmt? Warum hat er den Krieg im October nicht fortgesetzt? Warum hat er sich erst von Winterfeldt und Schwerin zu der Offensive 1757 bereden lassen? Warum hat er bei Olmütz keine Schlacht geschlagen? Warum hat er Zorndorf nicht ordentlich ausgeschlagen? Warum hat er nachdem er die Armee Laudons bei Liegnitz geschlagen hatte, sich nicht sofort auf die Armee Dauns geworfen? Warum hat er 1761 Laudon nicht bei Nossen angegriffen? Warum hat er im August dieses Jahres nicht die isolirten Russen angegriffen? Warum hat er im Jahr 1762 keine Entscheidungsschlacht geschlagen? Warum hat er in dem ganzen Jahr 1778 nicht geschlagen?

Hundert solche Fragen müßte man stellen vom Standpunkt der doctrinären Strategik und bei jeder würde der König immer kleiner werden. Es ist, wie wenn man ihn durch ein verkehrt genommenes Fernglas betrachtet.

Anders aber und wahrer, wenn es gelingt, das natürliche strategische System der alten Monarchie zu schildern auch als Friedrichs System, und nun aus diesem eintönig-grauen Hintergrund der Jahre auf Jahre sich abspinnenden Manöver heraustreten die Siege von Prag und Leuthen, Roßbach und Zorndorf und Torgau, ja endlich, nur um den Sternenglanz dieser Siege noch zu erhöhen, auch die dunklen Schatten der Niederlagen Kollin und Kunersdorf. Dann erst, wenn man sich mit ihm in sein Jahrhundert gestellt hat, sieht man, wie die Gestalt des großen Königs nicht über eine Schaar von Pygmäen, sondern selbst über eine Schaar von Helden noch reckenhaft emporragt.

Prinz Friedrich Karl.*)

Alle Zeitungen Deutschlands und Europas haben Enkomien auf den Prinzen Friedrich Karl gebracht und den Lesern seine Bedeutung als Feldherr vor die Augen zu führen gesucht. Und doch ist nichts gewisser, als daß hundert und aber hundert Mal im Stillen in diesen Tagen die Frage aufgeworfen worden ist: war er eigentlich wirklich ein so großer General? worin bestand eigentlich seine strategische Bedeutung? Die Frage soll keineswegs einen Zweifel ausdrücken; sie ist eben nichts als eine Frage mit dem Wunsch um Belehrung; die Aufzählung der Siege, die der Prinz erfochten oder an denen er theilgenommen, die Epitheta, mit denen seine Manöver geschmückt werden, „kühn", „genial", „meisterhaft" genügen nicht. Sie geben keine Anschauung und sie geben namentlich keine Antwort auf die Frage, die wohl den letzten Grund der Wißbegierde bildet: was war denn nun aber dabei das Verdienst des Prinzen und wieviel kommt auf die Rechnung seines Chefs des Generalstabes? Ist man erst bei dieser Frage angelangt, so ist man nicht mehr weit von der Antwort, daß der Prinz wohl im allgemeinen als eine tüchtige, kraftvolle Persönlichkeit bekannt und anerkannt sei, daß aber naturgemäß bei den amtlichen Publikationen, auf die wir vorläufig angewiesen sind, sein persönlicher Antheil an der

*) Preuß. Jahrb. Bd. 56. 1885, nach dem Tode des Prinzen.

strategischen Leitung der von ihm commandirten Armeen nicht zu erkennen sei; daß daher in der Folgezeit, wenn erst Memoiren und Privatbriefe der Nächstbetheiligten zu Tage gekommen, des Prinzen Antheil sich möglicherweise kleiner herausstellen werde, als es jetzt scheint. Ja es kann auch wohl sein, daß man hie und da gleich folgenden Schluß gemacht hat: der Krieg ist heute bekanntlich „aus dem heroischen Ansturm und der Unmittelbarkeit des genialischen Eingriffs zu einer Kunst und Verstandesarbeit geworden."*) Siege, wie die von 1866 und 1870 zu erfechten, dazu gehörten also Männer von ganz außergewöhnlicher Schärfe des dialektischen Verstandes, umfassender Combination, Geist und Logik. Sollte der Prinz diese Eigenschaften wirklich gehabt haben? Ist es nicht wahrscheinlicher, daß man ihm aus der Masse der 10,000 preußischen Offiziere einige der allerbegabtesten an die Seite gestellt und so zuletzt auch hier der Spruch gegolten hat:

„Laß Du den Generalstab sorgen,
Und der Feldmarschall ist geborgen?"

Aehnliche Anschauungen sind verbreiteter, als man nach den einstimmigen Aeußerungen der Publicistik wohl glauben sollte und das ist ganz natürlich, denn erst wenn man den zu Grunde liegenden und heute sehr verbreiteten theoretischen Irrthum völlig überwunden hat, ist es möglich, der militärischen Befähigung und den persönlichen Leistungen des Prinzen Friedrich Karl gerecht zu werden, und zwar ist es heute schon möglich ihnen gerecht zu werden; wir brauchen die Informationen der nächsten Generation dazu keineswegs abzuwarten.

Grundfalsch also ist der Satz, daß der Krieg heute eine Sache des Verstandes oder gar eine Wissenschaft sei. Wäre der Krieg Sache des wissenschaftlichen Verstandes, so würde ja der Lehrer an der Kriegs-Akademie heutzutage der beste Feldherr sein; man würde, indem man von einem Mann, wie etwa der Prinz Friedrich Karl, Feldherrntüchtigkeit rühmt, ihm Anlagen

*) So drückt sich eine große Berliner Zeitung in ihrem dem Prinzen gewidmeten Nekrolog aus.

zuschreiben, die ihn, wenn seine Neigung ihn auf ein anderes Feld geführt, zu einem ausgezeichneten Gelehrten qualificirt hätten.

Wir haben vom Prinzen Friedrich Karl ein Zeugniß, welches uns erlaubt, auch über diese Seite seines Wesens zu urtheilen. Er ist auch einmal unter die Schriftsteller gegangen, damit auch, freilich, wie es heißt, wider seinen Willen an die Oeffentlichkeit getreten. Nach dem italienischen Krieg von 1859 hielt er einen Vortrag „über die Kampfweise der Franzosen", den er nachher bei militärischen Freunden circuliren ließ und dann mit einem zweiten Theil versah, welcher sich mit den Einwürfen und Fragen, die der erste Theil hervorgerufen, beschäftigte*). Eine französische Uebersetzung wurde, witzig genug statt „l'art de combattre des Français" mit Aenderung eines Buchstabens „l'art de combattre les Français" genannt. Diese Denkschrift ist von allerhöchstem Werth für die persönliche Beurtheilung des Prinzen; sie macht, wenn man sie jetzt liest, nachdem nun die That der Theorie gefolgt ist und fortwährend diese die Erinnerung an jene in der Seele wachruft, oft einen überwältigenden Eindruck. Sie beweist, daß der Prinz das, was er gethan nicht einem blinden Instinct folgend, sondern mit vollem Bewußtsein gethan hat. Aber sie ist darum keineswegs ein gelehrtes Werk. Der Ausdruck ist voller Prägnanz und Wucht, selbst Geist, aber verläugnet keinen Augenblick die hohe Halsbinde. Eine umfassende Belesenheit in der Militär-Literatur kommt zum Vorschein, aber nicht das Geringste von jenem Trieb, der den Gelehrten macht, die strenge Disposition, die genetische Entwickelung, das System.

Ein Soldat kann, wenn er so reich begabt ist, nebenher Gelehrter sein, wie ein Gelehrter nebenher Dichter oder Künstler, die beiden Berufsarten selbst aber scheiden sich durchaus und sind völlig unabhängig von einander. Der Krieg ist nie Sache

*) Beides zusammen erschienen in Frankfurt a. M. in Commission bei F. B. Auffarth 1860. Unter dem Titel „Eine militärische Denkschrift von P. F. C." mit dem Untertitel „Ueber die Kampfweise der Franzosen".

des vorwiegenden Intellects gewesen und kann es niemals werden. Das Genus des Verstandes, welches vom Feldherrn gefordert wird, ist ein von dem wissenschaftlichen Verstande durchaus verschiedenes. Was im Kriege geschieht ist stets sehr einfach und deshalb ist die Kritik kriegerischer Ereignisse vom Schreibtisch aus verhältnißmäßig so leicht. Was den General macht, ist die Freiheit der Urtheilskraft im Angesicht der Gefahr und unter dem Druck der Verantwortung. Die reine Verstandes-Arbeit verhält sich zur wirklichen Befehlsführung im Kriege wie die Bewegung in der Luft und im Wasser. Auf freiem Felde geht man ganz gemüthlich die Meile in anderthalb Stunden. Wenn man aber bis an den Hals im Wasser steht, so kann dieselbe Bewegung des Gehens nur langsam und mit Anstrengung vollzogen werden und wohl nur ein außergewöhnlich starker Mann würde überhaupt eine Meile vorwärts kommen. Ist der Grund gar mit spitzen Steinen bedeckt oder morastig und das Wasser undurchsichtig, so hört die Möglichkeit der Vorwärtsbewegung nahezu auf. Nicht anders ist der Unterschied zwischen einer Combination oder einem Entschluß am Studiertisch und auf dem Schlachtfelde oder im Feldherrnzelt. Der letzte ist der schwerste von allen, weil hier die Menge der möglichen Gefahren sich der Phantasie in noch viel höherem Maße aufdrängt, noch befangener macht, als die wirkliche Gefahr auf dem Schlachtfelde selbst. Gewiß bedarf ein General auch eines klaren, durch vielfache Schulung geübten Verstandes, aber nicht die Tiefe desselben ist das eigentlich Wesentliche, sondern man möchte sagen, die Festigkeit, die Unbeirrbarkeit durch die ungeheuerste Gefahr, den tollsten Wirrwarr, durch alle Leidenschaften, Wunsch, Furcht, Hoffnung, Gegenwart und Zukunft. Von diesen Elementen losgelöst wären militärische Anordnungen meist sehr leicht zu treffen. Immer wieder wird uns in Biographien und Kriegsgeschichten die Genialität militärischer Operationen gepriesen, die wenn man näher zusieht, auf eine ganz einfache Umgehung hinauslaufen, oft die einzige Operation, die überhaupt möglich war oder wenn mehrere möglich waren, so hätten die anderen vielleicht ebenso gut zum Ziele geführt. Scharnhorst

hat geradezu einmal den Satz ausgesprochen, es komme im Kriege weniger darauf an, was geschehe, als daß überhaupt etwas geschehe. In der Natur des Krieges liegt es, daß man stets über eine Menge der wichtigsten Factoren der Berechnung im Dunkeln ist. Die Spionage mag noch so geschickt, die Recognoscirungen mögen noch so kühn und ausgedehnt sein, immer wird man sehr Vieles und sehr Wichtiges nicht wissen. Oft genug werden sich selbst die Nachrichten, die als gesichert in die Berechnung aufgenommen werden, nachträglich als falsch herausstellen. Was hilft also da die scharfsinnigste Berechnung? Die Kriegsgeschichte lehrt, daß alle die großen Operationen und Schlachten, welche die glänzendsten Siege wurden, Friedrichs wie Napoleons, wie Gneisenaus wie auch unsre neuesten, mit ganz wenigen Ausnahmen, entgegen der gegebenen Disposition oder auf Grund unrichtiger Voraussetzungen eingeleitet und oft bis zu Ende durchgefochten worden sind. So Prag, so Torgau, so Jena, so an der Katzbach, so Möckern, so Königgrätz, so Wörth, so Vionville, so Gravelotte. Neben richtiger Einsicht in die Grundsätze der Kriegsführung — das ist freilich noch ein erheblicher Punkt, auf den wir zurückkommen — bedarf man daher für einen General der Eigenschaften des Muthes, der Kühnheit, der Entschlossenheit, der Beharrlichkeit, der Aufmerksamkeit, der Pflichttreue, der körperlichen Spannkraft und nur als einer ziemlich secundären Eigenschaft neben jenen ersten und hauptsächlichen des combinirenden oder gar des gelehrten Verstandes. Die Richtigkeit der Combination ist von so nebensächlicher Bedeutung, daß nicht selten gerade der Fehler derselben zur Ursache oder wenigstens zu einem Element des Sieges wird. Ein frappantes Beispiel hierfür bietet Königgrätz. Die Disposition zu dieser Schlacht litt an dem Mangel, daß die eine Hälfte der Preußen viele Stunden lang allein die Oesterreicher bekämpfen mußte, ehe ihr die andere Hälfte unter dem Kronprinzen zu Hülfe kam. Einen Fehler kann man diesen Mangel nicht wohl nennen, da er in der Natur der Dinge, der Entfernung der beiden Armeen von einander begründet war; ein Fehler der Berechnung lag nur insofern vor, als das große Hauptquartier

die Ankunft des Kronprinzen doch noch früher erwartete als sie wirklich stattfand. Gerade dieser Mangel der preußischen Disposition ist es nun gewesen, der den Preußen den Sieg zwar nicht verschafft, aber unendlich erleichtert hat. Denn da man österreichischerseits den ganzen Vormittag in der rechten Flanke nichts von Preußen bemerkte, so zogen sich die hier gegen den Kronprinzen aufgestellten Truppen in die gegen den Prinzen Friedrich Karl gerichtete Front. Als der Kronprinz ankam, fand er die Thür, durch die er eindringen mußte und die er sonst mit Gewaltschlägen hätte zersprengen müssen, offen und unbewacht. Keine Combination der Welt hätte ein solches Zusammentreffen vorher berechnen können, aber es war darum keineswegs ein glücklicher Zufall. Es war der Lohn der Kühnheit der preußischen Heerführung und des Prinzen Friedrich Karl, den Feind mit der halben Kraft anzugreifen, obgleich die andere Hälfte noch stundenlang entfernt war. Welchen Erfolg diese Kühnheit haben werde, konnte man nicht wissen. Man wußte ja nicht einmal, ob man es mit einigen österreichischen Corps oder mit der ganzen Armee zu thun habe. Wäre das erstere der Fall gewesen, so hätte die Armee des Prinzen Friedrich Karl ihren Angriff verfolgt und die Oesterreicher nicht ohne schweren Verlust über die Elbe gelassen, da das letztere der Fall war, so mußte man suchen den Kampf bis zur Ankunft des Kronprinzen hinzuhalten. Rüstow rechnet dem Prinzen Friedrich Karl den verfrühten Angriff als Fehler an. Wenn nun aber wirklich die Oesterreicher nur mit einem Theil ihrer Armee diesseits der Elbe standen, sollte man sie unversehrt von dannen lassen? Ein General, der erst abwarten will, daß er die ganze Situation mit völliger Sicherheit übersieht, wird nie zur Action kommen. Hätte man gewußt, daß man die ganze österreichische Armee in sorgfältig gewählter Stellung vor sich habe, so hätte man den Angriff wohl einige Stunden später beginnen lassen. Das aber ist die eigenthümliche Natur des Krieges: man wußte dies nicht, man griff deshalb schon ganz früh an, man nahm die Gefahr auf sich, stundenlang gegen eine doppelte Uebermacht zu kämpfen und eben dadurch öffnete man im Rücken der Oesterreicher das

Thor, durch welches das Verderben über sie hereinbrach. Wenn nun aber die Oesterreicher mit ihrer ganzen Macht über die vereinzelte Armee des Prinzen Friedrich Karl hergefallen wären? Das war eben der Unterschied zwischen der preußischen und österreichischen Heerführung: die Preußen wagten es, diese Möglichkeit herauszufordern, die Oesterreicher wagten es nicht, sie zu benutzen. Wenn sie sie benutzt hätten, so ist es noch keineswegs gewiß bei der tactischen Ueberlegenheit der preußischen Truppen, daß sie es mit Erfolg gethan haben würden. Benedek erwartete erst einen großen Ansturm der Preußen auf seine Stellung; nachdem er diesen abgeschlagen und den Feind dadurch geschwächt, wollte er seinerseits zum Angriff übergehen; während er wartete, schwand ihm mit jedem Schritt der Annäherung des Kronprinzen auch diese Möglichkeit des Erfolges. Es ist nicht nöthig sich auszumalen, was geschehen wäre, wenn er vor Ankunft des Kronprinzen die Armee des Prinzen Friedrich Karl warf; es genügt, sich klar zu machen, welche Feldherrneigenschaft diesen Sieg entschieden hat: nicht der Scharfsinn einer weitausgeholten Combination, sondern die geringere Kühnheit hier, die größere dort, die Kühnheit, welche eben dadurch die Schlacht gewinnt, daß sie es wagt, auch einmal eine zu verlieren.

Friedrich der Große befahl seinen Cavallerie-Officieren, daß sie allemal zuerst attaquiren sollten; wer sich attaquiren lasse vom Feinde, werde cum infamia kassirt werden. Das ist rein logisch eine undurchführbare Forderung: denn wenn nun die feindliche Cavallerie dieselbe Instruction erhält? Logisch mag man daraus Conclusionen ziehen, welche man will: in der Praxis zeigt sich, daß solche „wenns" nicht eintreffen. Wie die österreichische Cavallerie jene Instruction nicht erhalten, so haben auch weder die Oesterreicher noch die Franzosen es practisch gewagt, die Kühnheit der Preußen durch noch größere Kühnheit zu überbieten. Was geschehen wäre, wenn sie es gethan hätten, ist daher eine müßige Frage.

„Vor allen Dingen", sagt der Prinz Friedrich Karl in seiner Militärischen Denkschrift, „muß man nur etwas wollen, und den eigenen Willen müssen alle, oder doch möglichst viele

Untergebene theilen. Wer da will, der kann auch; denn der Wille ist schon die halbe That; Bedenken und Unsicherheit wegen der Wahl des Mittels hat nur derjenige, welcher nicht die Kraft hat zu wollen. Ehe man sich entschließt, sieht man häufig nur Schwierigkeiten; aber wenn man erst in's Handeln gekommen ist, findet man unterwegs eine Menge von Erleichterungen, die man nicht erwartet hatte." — „Unsere Zeit und ihre Kinder sind freilich materiell, aber zu unserm Stande gehört Glut, Hochgefühl und die Leidenschaft Großes zu leisten". — „Was macht eine Schlacht verlieren? Doch nicht, daß das eine Heer von dem andern ganz ausgerottet wird, wie in einem Zweikampf, wo einer den andern tödtet? Doch nicht die Größe der Verluste, die ja während des Kampfes auf beiden Seiten ziemlich gleich sind? Eine verlorene Schlacht ist gewiß oft nur eine Schlacht, die man verloren glaubt, an deren folgendem Tage ein an Seelenkraft stärkerer Feldherr mit einem hierin stärkeren Heere, statt sich zurückzuziehen und geschlagen zu bekennen, Victoria geschossen und die Geschichte gezwungen hätte, ihn für den Sieger zu halten."

Erkennt man den Sieger von Vionville? Der preußische Angriff war zurückgeschlagen, die Preußen hatten nur einen Theil des Schlachtfeldes behauptet, die Franzosen hatten fast die doppelte Ueberlegenheit, der Rest der preußischen Armeen war noch entfernt: aber die Preußen wollten gesiegt haben, sie gingen nicht zurück — und die Franzosen verfolgten ihren Vortheil nicht, sie wichen, der Sieg, der dem Feldzuge die entscheidende Wendung geben sollte, war erfochten.

Man hört Moltke häufig den „Schlachtendenker" nennen und wer den Ausdruck gebraucht, glaubt den Feldmarschall dadurch auszuzeichnen. In Wirklichkeit thut man ihm damit schweres Unrecht, wenn man nämlich damit sagen will, daß seine Größe in der strategischen Conception bestehe. Nicht im Erdenken liegt die Größe — das müßte so zu sagen jeder einzelne Generalstabs-Offizier fertig bringen können — sondern im Thun, und Moltke ist kein Philosoph, sondern ein Held. Seine schönen Bücher, die er als Hauptmann geschrieben hat, wären

doch heute vergessen, wenn er nicht seine Schlachten geschlagen hätte. Die Franzosen rechnen es Moltke heute noch als Fehler an, daß er 1866 die preußische Armee habe auf mehreren getrennten Straßen zugleich in Böhmen einrücken lassen. Die kronprinzliche Armee kam durch drei verschiedene Pässe von Osten aus Schlesien, Friedrich Karl von Norden aus der Lausitz, General Herwarth von Bittenfeld von Nord-Westen. Diesen getrennten Colonnen gegenüber, sagen sie, hatte Benedek den Vortheil der kürzeren inneren Operationslinie; er konnte mit seiner Gesammtmacht über jede einzelne preußische Armee herfallen und sie ecrasiren, ehe die Andern ihr zu Hülfe kommen konnten. Daß es nicht so gekommen ist, war nichts als ein ungeheurer Fehler Benedeks, auf den Moltke nicht rechnen durfte. Auch das Journal des Débats kommt in seinem Nekrolog des Prinzen Friedrich Karl wieder auf diesen Vorwurf und rechnet es dem Prinzen zum Verdienst an, daß er durch die Schnelligkeit und Präcision seines Anmarsches den Fehler Moltke's wieder ausgeglichen habe. Man könnte beinahe sagen, daß das Umgekehrte der Fall sei. Der Anmarsch der Ersten Armee im Jahre 1866 zeichnete sich, verglichen mit dem was 1870 geleistet worden ist, keineswegs durch besondere Schnelligkeit aus. Der Einmarsch auf mehreren Linien aber mit einer Armee, die noch nicht erprobt war, gegen einen Feind, der an Kriegserfahrung überlegen schien, ist vielleicht das Größte, was Moltke geleistet hat. Moltke wagte es, in getrennten Abtheilungen in das feindliche Land einzurücken: Benedek getraute sich nicht, seine eigene Armee hier so nah an der feindlichen Grenze zu sammeln. Weit hinten in Mähren, bei Olmütz mußte sie sich erst concentriren, dann rückte man nach Böhmen vor, immer eng geschlossen, damit ja nicht ein Corps vereinzelt vom Feinde angefallen werden könne und kam glücklich erst in dem Augenblick an, als die Preußen bereits aus den schlesischen Pässen debouchirten.

Die Ausbildung des Generalstabswesens in unserm Jahrhundert hat an dem innern Wesen der Strategie selbst nicht das geringste geändert. Für die unendlich complicirt gewordene, mit rasender Geschwindigkeit unausgesetzt arbeitende moderne

Kriegsmaschine bedarf der Werkführer eines Stabes gut eingearbeiteter Gehülfen. Diese unterstützen ihn nicht nur durch die Bearbeitung des massenhaften Materials, sondern naturgemäß auch durch Hinweise, Vorschläge, Rath, der unter Umständen entscheidend sein kann; ohne einen tüchtigen Generalstab wäre ein moderner General wie ein Künstler ohne Gliedmaßen. Es können auch Verhältnisse vorkommen, wo der Feldherr factisch durch den Chef des Generalstabes ersetzt wird. Verschiedenerlei Combinationen, eigentlich unendliche bei der Unendlichkeit der Verschiedenheit der Individualitäten sind denkbar. Immer aber trägt zuletzt den Namen und den Ruhm des Feldherrn, nicht der der einen Rath giebt, zuerst einen Einfall gehabt hat, sondern dessen Wille die Idee zur That werden ließ.

Man muß dieses Element des Krieges heranziehen, um die Thatsache zu erklären, daß die Weltgeschichte unter den großen Generalen so außerordentlich viel Männer fürstlichen Standes aufweist. Die hohe, unter allen Umständen gesicherte Stellung erleichtert es auch noch garnicht so hervorragend beanlagten Naturen die großen Entschlüsse zu fassen, die die Kriegsführung bestimmen. Die fürstliche Geburt ist ein so zu sagen künstliches Hülfsmittel für die Bildung eines tüchtigen Heerführers.

Es giebt aber noch ein zweites derartiges Bildungsmittel; ein Bildungsmittel, welches als das eigentliche Charakteristikum des preußischen Officierscorps angesehen werden kann. Das ist die Potenzirung der natürlichen Charakterkraft durch eine Theorie, welche dieselbe als die erste aller Eigenschaften von dem Feldherrn fordert und dieselbe als das Grundprincip echter Kriegführung auffaßt und lehrt. Nothwendig wird die natürliche Kühnheit eines Mannes zurückgehalten, wenn seine Theorie ihn lehrt, daß er vor Allem vorsichtig und berechnend verfahren müsse; auch der Schwächere erhebt sich zur Kühnheit, wenn ihm von je eingeprägt worden ist, daß allein Kühnheit den Sieg verleihe.

Das ist was ich oben die richtigen Grundsätze in der Kriegführung nannte und hierin liegt ein wesentlicher Factor der Ueberlegenheit der preußischen Strategie über die österreichische

und französische in den letzten Kriegen. Der Satz, daß die Größe der Kriegführung die Größe der Kühnheit sei, ist Gemeingut des preußischen Officierscorps. Die Franzosen wissen es, wie jener obengenannte Artikel des Journal des Débats wieder zeigt, heute noch nicht.

Die preußische Armee verdankt ihre Theorie dem General von Clausewitz. Clausewitz ist in Wahrheit jener Schulmeister, der die Schlacht bei Königgrätz gewonnen hat; durch Clausewitz' Vermittelung ist das Vermächtniß Scharnhorsts, Gneisenaus und Blüchers der preußischen Armee erhalten worden; ihm ist es zu verdanken, daß eine einheitliche unbestrittene Theorie der Strategie im preußischen Officiercorps die Herrschaft behalten hat und weder die schillernden Halbwahrheiten Jomini's noch die logischen Spinneweben Willisen's haben Zweifel oder Zwiespalt erregen können.

Welchen Werth diese letztere Eigenschaft, eine einheitliche Auffassung der Strategie, für ein Officiercorps hat, erkennt man erst, wenn man eine Epoche vergleicht, wo das nicht der Fall war; das sind die Freiheitskriege. Gneisenau hat gestützt auf die Unerschütterlichkeit Blüchers die Siege der schlesischen Armee nicht weniger gegen den Feind als gegen zwei von seinen Untergeneralen, Langeron und York, erfechten müssen. Es war nicht bloßer Eigensinn oder moralische Feigheit, wofür Gneisenau es hielt, wenn York so schwer in's Feuer zu bringen war, oder aus eigner Initiative und auf eigne Verantwortung nie etwas Großes wagte; York war ein Mann der alten Schule ebenso wie Bülow, wie auch Boyen, die den Geist der napoleonischen Kriegführung noch nicht in sich aufgenommen hatten. York vereinigte den eigenthümlichen Gegensatz, die höchste persönliche Bravour und die kaltblütigste Umsicht im Gefecht mit einer strategischen Unentschlossenheit, die Gneisenau zur Verzweiflung brachte. Ein ebenso tapferer General, der auf Gneisenau's Ideen rückhaltlos eingegangen wäre, wie etwa Horn oder Zieten hätte jenem seine Siege unendlich erleichtert. Die große Niederlage an der Marne im Jahre 1814 wäre vielleicht in einen glänzenden Sieg verwandelt, Napoleon schon damals und völlig

vernichtet worden, wenn York Entschlossenheit genug besessen hätte. Seine Unentschlossenheit entsprang aber nicht allein aus Charakteranlage, sondern auch aus falscher Theorie. Heute wäre ein solcher Zwiespalt unmöglich; es giebt nur ein System der Strategie in der preußischen Armee und jeder General weiß mit Sicherheit, wie sein Nachbar sich bei einem etwaigen Zusammenwirken verhalten wird, auch wenn es nicht möglich ist vorher eine Abrede zu treffen.

Die letzte große Operation des Prinzen Friedrich Karl, die Schlacht bei Le Mans verlief so, daß die preußische Armee auf mehreren getrennten Wegen concentrisch vorrückte; die Zwischen-Communicationen waren durch das Terrain, die Jahreszeit und den Zustand der Wege sehr erschwert. Auf einigen Wegen drangen die Deutschen siegreich vor, auf anderen konnten sie den Widerstand nicht auf der Stelle brechen. Die Generale beider Parteien kamen dadurch in die Lage sich sagen zu müssen, daß wenn der Nachbar zurückginge, er selbst in Flanke und Rücken bedroht werden könne. Was geschah? Die preußischen Generale gingen vorwärts jeder in der Ueberzeugung, daß alle anderen den einmal begonnenen Kampf bis zum Aeußersten durchfechten würden; die französischen gingen bald auch von den Stellen, wo sie sich anfänglich siegreich behauptet hatten zurück, aus Besorgniß, daß die andern ihnen nicht zur Seite seien. Das ist der Unterschied der Kriegsführung durch die Kraft des Verstandes und durch die Kraft des Willens. Hatten nach der verständigen Ueberlegung die Franzosen nicht Recht, daß sie sich hüteten, sich umgehen zu lassen, es nicht darauf ankommen ließen, daß der Feind sie von zwei Seiten zugleich angriffe? Freilich verloren sie dadurch die Schlacht, und die Preußen, indem sie es darauf ankommen ließen, gewannen sie.

Dieser herrliche, einheitliche Geist unseres Officiercorps hat nun aber noch eine für die historische Betrachtung sehr wesentliche höchst eigenthümliche Folge. Er ist der Grund, daß die einzelnen Persönlichkeiten verhältnißmäßig so wenig hervortreten. Es ist, wie wenn Jeder an jeder Stelle dasselbe gethan haben würde. Was wissen wir denn zuletzt von der Persönlichkeit des Prinzen Friedrich

Karl? Die Leute fragen ja noch, worin eigentlich seine strategische Bedeutung bestehe!

Wie lebensvoll heben sich die Persönlichkeiten des Krieges von 1813 ab von dem großen Allgemeinbilde! Scharnhorst, Gneisenau, Blücher, Bülow, York, sie sind uns alle Individualitäten; selbst die Männer der zweiten Reihe wie die Generalquartiermeister Grolman, Boyen, Müffling, Valentini sind uns noch heute nicht bloße Namen, sondern Männer von Fleisch und Blut. Die großen Kriegsmänner unserer Epoche sind gewiß nicht weniger starke Individualitäten, aber sie treten uns nicht als solche entgegen. Etwas liegt naturgemäß an der Art unserer Information, die der Ergänzung der persönlichen Erlebnisse, wie erwähnt, noch wartet; selbst von einem Original wie Steinmetz weiß man bisher neben einigen unverbürgten Anekdoten nur Amtliches. Dazu kommen in den Freiheitskriegen die großen Wechselfälle, die unendlich complicirten Verhältnisse mit den Verbündeten, die sich bekämpfenden Ansichten der alten und neuen Schule auf politischem, strategischem, organisatorischem Gebiet — ein Reichthum von Gegensätzen, in denen Jedermann der einmal hineingestellt wird, mag er bedeutend oder unbedeutend sein, bald Leben gewinnt. Wie anders unsre Epoche! Keine Parteiung im Innern, keine unzuverlässigen oder selbstsüchtigen Bundesgenossen, nie eine Niederlage, sondern eine Reihe ununterbrochener Siege. In ihnen erscheint ein General, ein Officier wie der andre, wenige, ganz wenige bleiben zurück hinter dem was von ihnen erwartet wird; die äußerste Prüfung, welche vielleicht andre noch weit aus der Schaar der Genossen hätte heraustreten lassen, das Unglück einer großen Niederlage, ist uns erspart geblieben.

Erst wenn man sorgfältig nachforscht, findet man hier und da in den Thaten die Spuren der kriegerischen Individualität. Bei dem Prinzen Friedrich Karl ist zunächst hervorzuheben, daß er auch für die innere Geschichte des Heeres, die Friedensausbildung, mehr noch für die Infanterie als für die Cavallerie von großer Bedeutung gewesen ist. Im preußischen Heere hatte sich, wie das langen Friedensperioden eigenthümlich ist,

ein gewisses Zopf- und Gamaschenthum gebildet, ein Formen-Aberglaube, der den freien Geist, die freie Fortentwicklung zu ersticken drohte. Die „militärische Denkschrift" legt dagegen, wie wir sahen, den allerstärksten Accent auf die moralischen Factoren der Kriegführung und bekämpft den Glauben an gewisse alleinseligmachende Formen. Der Hauptsitz der pedantischen Form war das Garde-Corps; in einem gewissen Gegensatz zu demselben führte daher der Prinz, als commandirender General des dritten, brandenburgischen, Armeecorps seine Anschauungen in das Leben ein und bald wirkte das Beispiel belebend auf die ganze Armee.

Im Kriege hat ihm die öffentliche Meinung eine zuweilen sich überstürzende Lust am gewaltsamen Draufgehen zugeschrieben. Wenn man sich diese Eigenschaft aber als eine natürliche geniale Keckheit, etwa wie bei Seydlitz oder Blücher vorstellt, so ist das nicht richtig. Man dürfte eher von einer durch Studium und Selbsterziehung gefestigten Entschlossenheit sprechen. Der Prinz war an sich eine bedächtige, überlegende Natur, die aber mit vollem Bewußtsein auch den Gewaltstoß in den Kreis der zu erwägenden militärischen Mittel aufgenommen hatte. Der fürchterliche Sturm der Garde auf St. Privat ist mit seiner „Zustimmung" unternommen worden. Die Schlacht bei Königgrätz bietet das Seitenstück dazu. Der Prinz wollte jenen von Benedek so sehnlich erwarteten Sturm unternehmen, schon hatte er das dritte Armee-Corps, seine Brandenburger, zu dem Zweck in Bewegung gesetzt, er ritt an die Regimenter heran und redete sie an: sie seien seine Freunde, auf die er fest baue — als der stricte Befehl Moltke's eintraf, der den Sturm untersagte. Der Angriff würde ohne Zweifel mißglückt sein, wie der von St. Privat; Benedek hatte hinter seiner gewaltigen Artillerie-Linie zwei Corps in der Front und unmittelbar dahinter zwei ganze Corps in Reserve. Moltke's Besonnenheit war also ohne Zweifel gegen den Wagemuth des Prinzen im Recht, aber man darf diesem sein Unternehmen doch nicht so ohne weiteres als Fehler anrechnen. Ein Fehler, der aus Kühnheit entspringt, ist kein wirklicher Fehler, denn mag

die Kühnheit auch ein oder das andere Mal fehlgreifen, der Verlust wird hundertfältig an allen anderen Stellen wieder eingebracht. Wirkliche Fehler sind immer nur diejenigen, die aus einem Mangel an Kühnheit, einem Mangel an Entschlußkraft hervorgehen. Fehler aber, im Sinne einer nicht richtigen Erkenntniß der Sachlage erfüllen den Krieg, erfüllen jede Feldherrnlaufbahn; auch die Besonnenheit kann einmal fehlgreifen; gleich die Schlacht bei Königgrätz selbst bietet die Antithese zu jenem Ereigniß. Als die Oesterreicher in voller Flucht waren, entbot der Kronprinz das fünfte Armeecorps unter Steinmetz, das noch keinen Schuß abgefeuert hatte, zur Verfolgung. Im Augenblick, als es antreten wollte, redressirte Moltke den Befehl. Sein Irrthum entsprang daraus, daß von der Seite der Ersten Armee, vom Standpunkt des großen Hauptquartiers die Größe der Niederlage der Oesterreicher nicht zu erkennen war; ein Vorstoß der österreichischen Kavallerie, die ausgezeichnet brave Haltung der Artillerie vollendete den Schein eines geordneten Rückzuges.

Die Erfahrung von St. Privat ist für den Prinzen Friedrich Karl nicht verloren gewesen. Der Feldzug von Orleans, November bis Januar, zeigt eine Vereinigung von Kühnheit und Besonnenheit, Ruhe und Schneidigkeit, Initiative und Zurückhaltung die ihres Gleichen sucht. Das Wort „genial" sollte man darum doch nicht anwenden, insofern der Sprachgebrauch damit ein Element des Originalen und des specifisch Persönlichen verbindet. Das ist es nicht. Der Genius, der hier gewaltet hat, ist der Genius des preußischen Officiercorps und der preußischen Armee, die Summe aller Tugenden, die eine zweihundertjährige unausgesetzte Erziehung vereinigt hat, das Erbtheil des Großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelms I., Friedrichs, der Freiheitskriege, die Erfüllung jener Verheißung des Tagesbefehls Gneisenau's nach der Schlacht bei Belle-Alliance „an die braven Officiere und Soldaten der Armee vom Niederrhein", „nie wird Preußen untergehen, wenn eure Söhne und Enkel euch gleichen."

Der preußische Officierstand.*)

Das Volk in Waffen. Ein Buch über Heerwesen und Kriegführung unserer Zeit von Colmar Freiherr von der Goltz, Major im großen Generalstabe. Berlin 1883.

Roßbach und Jena. Studien über die Zustände und das geistige Leben in der Preußischen Armee während der Uebergangszeit vom XVIII. zum XIX. Jahrhundert von Colmar Freiherr von der Goltz. Major im großen Generalstabe. Berlin 1883.

„Das Verständniß für die Natur des Krieges gehört nicht zum geringsten Theil zur Wehrhaftigkeit des Volkes", sagt der Major von der Goltz in der Einleitung des ersten der untengenannten Bücher und fügt des Weiteren diesem Satz die Ergänzung hinzu, welcher derselbe bedarf, um practisch werden zu können: „im Kriege handelt es sich um die einfachsten Dinge, daher kann man über den Krieg auch in der einfachsten Weise reden." In diesen beiden Sätzen ist das Programm und der Charakter des Buches gekennzeichnet, welchem Herr von der Goltz den Titel „Das Volk in Waffen" gegeben hat. Ueber alle auf den Krieg, wie wir ihn heute führen oder führen könnten, bezüglichen Erscheinungen, Strategie und Taktik, Verpflegung, Kriegsverfassung und Verwaltung wird in ansprechender Form Bericht erstattet — dem Militär eine hübsche Zusammenfassung, dem

*) Zuerst erschienen in den Preuß. Jahrb. Bd. 52 unter dem Titel „Militärisches."

Laien eine erwünschte Einführung in diese Dinge, die Jedem heute interessant sind und mit denen sich zu beschäftigen doch grade die solideren Naturen sich scheuen, wie wenn ein wirkliches Verständniß hierin für den Außenstehenden nicht erreichbar wäre. Und doch handelt es sich im Kriege, wie Herr von der Goltz richtig sagt, grade um die einfachsten Dinge. Von keiner Kunst, wie grade von dieser, der Kriegskunst, ist vielleicht die theoretische Einsicht so leicht zu erwerben. Wenn das Publikum, wenn selbst die Historiker, die sich fortwährend mit Krieg und Kriegsgeschrei zu beschäftigen haben, sich immer von dem näheren Eingehen auf seine einzelnen Erscheinungen etwas fern gehalten haben, so lag der Grund gewiß nicht in der Schwierigkeit der Sache selbst, sondern vielleicht am meisten nicht an den Empfangenden, sondern an den Gebenden, den Militär-Schriftstellern, welche dem Bedürfniß nicht passend entgegenzukommen wußten. Auch das mag wieder seine natürliche Erklärung finden in dem specifisch großen Unterschied zwischen dem Schwert und der Feder, der größer ist, als etwa der Unterschied zwischen der Feder und dem Pinsel oder dem Meißel. Aber wie dem auch sei: die wachsende Identität zwischen dem „Heer" und dem „Volk", das Zusammenschmelzen beider zu dem „Volk in Waffen" hat auch auf diesem theoretischen Gebiete Annäherungen hervorgebracht, zu deren besten Früchten wir das Buch des Herrn von der Goltz rechnen dürfen. Es wird nicht wenig dazu beitragen, richtige Vorstellungen über das Wesen unserer Armee wie ihrer Kriegführung in der ganzen Nation zu verbreiten.

Dem Stoffe nach ein historisches Werk bildet das zweite Buch „Roßbach und Jena", doch gewissermaßen nur eine Ergänzung des ersten Werkes nach historischer Seite hin. Die historische Studie dient nicht sowohl dem speciell historischen als dem didaktischen Zweck: Roßbach und Jena sind die Beispiele aus der Geschichte zu den wesentlichsten im „Volk in Waffen" vorgetragenen Lehren. Auch von rein historischem Standpunkt aus ist das Buch eine werthvolle Bereicherung der Wissenschaft vermöge einiger archivalischer Mittheilungen wie Ausgrabungen in den damaligen periodischen Zeitschriften. Aber grade hier,

auf dem historischen Gebiet liegt auch eine der Schwächen des Autors: er sieht die Sachen doch zu sehr mit den Augen des modernen Fach- öfter auch Parteimanns statt des Historikers an. In dieser Beziehung bedürfen die beiden Werke, sowohl das „Volk in Waffen", wie „Roßbach und Jena" mehrfacher Berichtigung.

Eine an sich sehr unbedeutende anonyme Broschüre: „die Vorrechte der Officiere" hat einige solche schwache Punkte aus dem Goltz'schen Buche herausgegriffen und sie zu widerlegen gesucht, wir werden sie deshalb auch in diese Betrachtung hineinziehen.

Beginnen wir mit dem Historischen: der so eigenthümlich berührenden Zusammenstellung Roßbach und Jena. Goltz will in völliger Unbefangenheit die Ursachen dieses ungeheuren Absturzes, der in der Zusammenstellung der beiden Namen liegt, erforschen.

Der Cardinalpunkt, auf den Alles ankommt, ist die Erkenntniß, daß die Armee, welche 1806 bei Jena geschlagen wurde, im Wesen noch dieselbe war, welche 1757 sechs Meilen von eben diesem Orte, bei Roßbach gesiegt hatte. Nicht die Mißbräuche, welche mittlerweile eingerissen waren, nicht die Altersschwäche, welcher sie verfallen war, sondern ihre eigenste Natur, die Natur welche sie bei Roßbach unter Friedrichs Leitung hatte siegen lassen, bereitete ihr ein halbes Jahrhundert später die Niederlage. Diese Wahrheit hat Goltz mit voller Klarheit erkannt; sie bildet das eigentliche Thema seines Buches. Kein Friedrich hätte mit 130000 Mann geworbenen Truppen, Linear-Taktik, Magazinal-Verpflegung siegen können über 200000 Mann, ein National-Heer, Tirailleur-Taktik und Requisitions-System. Alle einzelnen Mängel des preußischen Heeres, welche den Blick der Zeitgenossen erfüllten und ihn verwirrten, auf die sie die Schuld der Niederlage schoben, verschwinden gegen die prinzipielle Inferiorität im Vergleich mit dem französischen Heer und in dieser, das heißt gerade darin, daß es noch das Heer Friedrichs des Großen war und nichts Besseres, darin ist die Ursache der Niederlage von 1806 zu suchen und in nichts Anderem.

In der Durchführung dieses Gedankens ist sich der Verfasser nun freilich nicht ganz consequent geblieben und hat auch

manchmal fehlgegriffen. Zunächst in der Hauptfrage, die sich an jenen Satz naturgemäß anknüpft: warum war denn die Armee „auf den Lorbeeren Friedrichs eingeschlafen" und hatte sich nicht zeitgemäß weiterentwickelt? Die Antwort ist, daß das objektiv unmöglich war. Nicht etwa bloßer Mangel an Energie und Einsicht, sondern der Bau des Gesammtstaats verhinderte es. Der Staat Friedrichs war ein ständischer. Die Armee war gegründet auf ein adeliges Officiercorps, welches dem König in ritterlich persönlicher Treue verbunden war. Dieses Officiercorps regierte und führte vermöge einer eisernen Disciplin eine als indifferent betrachtete bunt zusammengewürfelte Masse von Gemeinen, theils Preußen, theils Ausländer, theils Ausgehobene, theils Angeworbene, theils mit Gewalt Gepreßte. Friedrich wußte wohl, warum er den Adel so bevorzugte und warum er nur ausnahmsweise Bürgerliche in seinem Officiercorps zuließ: der so genährte, an die alte ritterliche Tradition anknüpfende Standesgeist war das eigentliche Fundament seines Thrones. Die Empfindungen des gemeinen Mannes waren dem König gleichgültig; für ihn bürgte die Disciplin. Man weiß ja, wie er in dieser Nichtachtung des Gemeinen so weit ging, in Feindesland, in Sachsen und Böhmen Rekruten für sich ausheben zu lassen, Kriegsgefangene mit Gewalt unterzustecken, selbst einmal in ganzen Bataillonen nach der sächsischen Kapitulation bei Pirna. In dieser Beziehung war die Armee von 1806 ohne Zweifel besser als diejenige Friedrichs. Die Desertionen waren seltener und selbst das berufenste Ereigniß aus dieser Epoche, jene 9000 preußischen Kriegsgefangenen, die ein kühner Husarenlieutenant aus den Händen der Franzosen befreite, die sich aber weigerten, wieder zu den Fahnen zurückzukehren — dieses Ereigniß wird doch noch weit übertroffen durch das Benehmen der Besatzung von Breslau, welche nach der Kapitulation im Jahre 1757, obgleich auf freien Abzug entlassen, ohne Weiteres zum größten Theil (4000 Mann) in den österreichischen Dienst übertrat.

Der zuverlässige und der bestimmende Theil der altpreußischen Armee war, natürlich neben einem Bruchtheil Gemeiner, das Officiercorps. Das Offiziercorps hing auf's engste zusammen

mit dem Adel. Die Stellung des Adels beruhte auf dem Besitz der Rittergüter und der Erbunterthänigkeit der Bauern. Die Freigebung der Erwerbung von Rittergütern, die Aufhebung der Erbunterthänigkeit hätten die Stellung des Adels untergraben — wie ja auch thatsächlich, seitdem jene Veränderung eingetreten, der Adel seine eigenthümliche Sonderstellung in Deutschland so gut wie völlig eingebüßt hat. Man sieht aber, warum Friedrich der Große und Friedrich Wilhelm III, so sehr sie die wirthschaftliche und sociale Nothwendigkeit einsahen, mit der Aufhebung der Erbunterthänigkeit nicht vorwärts gekommen sind. Die Stellung des für die Armee durchaus nothwendigen Adels wäre damit auf die Dauer verändert worden.

Das ist ja nun thatsächlich in den Jahren 1807 und 1808 geschehen — warum nicht früher? Die Reform, auf die Alles ankam, war die Beschaffung eines moralisch zuverlässigen Materials für die Mannschaft. Man mußte die Werbung abschaffen und die breiten Massen des Volkes in die Armee einreihen. Dann stand die Armee nicht mehr blos auf dem einen Bein, dem Offiziercorps, sondern auch auf dem anderen, der Mannschaft. Dies Material war aber vor dem Jahre 1807 nicht vorhanden: die Bevölkerung des Staates bestand zu zwei Fünfteln aus Polen. Wie war es möglich mit diesen eine Armee zu organisiren, die den guten Willen des Gemeinen zur Voraussetzung hatte? In Masse sind sie, als das Band der Disciplin nach den Niederlagen zerrissen war, zu den Franzosen übergegangen. Die Belagerungsarmee von Colberg im Jahre 1807 bestand zum Theil aus solchen übergelaufenen preußischen Polen. Erst als der Friede von Tilsit Preußen von seinem polnischen Besitz befreit hatte, erst da war es möglich, dem Heere die Idee der Volksbewaffnung einzuimpfen. Erst jetzt, als man nur Preußen, Pommern, Brandenburger und Schlesier auszuheben hatte, war es möglich an allgemeine Wehrpflicht und Landwehr zu denken. Zu einer Volksarmee gehört vor Allem ein Volk. Die Preußen von 1807 fühlten sich als ein Volk, wie sie 1813 bewiesen haben, die Preußen von 1806 nur zum Theil. Erst als die Fahne der Nationalität, der nationalen Freiheit entfaltet war, erst da war

es möglich der ganzen Nation die Last der Vaterlandsvertheidigung aufzuerlegen. Erst damit wurde es möglich die Geschlossenheit des Officiercorps aufzuheben, weil die specifisch adelige Idee des Dienstes in persönlicher Treue erweitert war durch die Idee der Vaterlandsvertheidigung. Jetzt öffneten sich zugleich mit den Reihen des Officiercorps die Reihen der Mannschaft dem bisher ausgeschlossenen Mittelstande, denn die Disciplin wurde umgestaltet und die Prügelstrafe abgeschafft. Wie hätte man früher dem Sohne einer gebildeten Familie zumuthen können, in eine Armee einzutreten, die durch Fuchtel und Spießruthen in Ordnung gehalten wurde? Voraus aber mußte die Erbunterthänigkeit fallen, denn in der Erbunterthänigkeit regierte der Gutsherr den Knecht mit dem Prügel: hätte man diesen in der Armee abschaffen können, so lange ihr Rekruten zugeführt wurden, die zu Hause daran gewöhnt waren? Hätte die Armee, das natürliche Element der Strenge, milder sein können als das bürgerliche Leben? Nun erst nach Herstellung der socialen Gleichheit, nach Ausscheidung der übergroßen antinationalen Bestandtheile war es möglich das „Volk in Waffen“ zu organisiren. Jetzt war es auch möglich die starren Formen der Linear-Taktik aufzulösen, den Einzelnen zu entlassen aus dem festgeschlossenen Verbande und ihn auf sich selbst anzuweisen als „Tirailleur“. Jetzt war es möglich momentan zu verzichten auf die peinlich genaue Verpflegung aus den Magazinen und zur Requisition zu greifen, ohne zu befürchten, daß sofort alle Bande der Disciplin darüber zerrissen würden.

Versteht man es nunmehr, weshalb weder Einzel-Reformen vor 1806 die preußische Armee zeitgemäß fortgebildet haben, noch eine Gesammt-Reform in Angriff genommen wurde? Die Einzel-Reform war nicht möglich, weil Alles unter sich — Taktik, Verwaltung, Ersatz, Verpflegung, auch die Strategie — auf das Engste zusammenhing. Die Gesammt-Reform, selbst wenn nicht das unüberwindliche Hinderniß der polnischen Bevölkerung bestanden hätte, wer hätte es wagen mögen, sie über das System des vor wenigen Jahren verstorbenen Friedrich, das System des Siebenjährigen Krieges zu verhängen? Eine Reform, die alle socialen,

wirthschaftlichen, politischen Verhältnisse, die seit Jahrhunderten herrschenden Ideen mit in ihren Strudel hineinriß? Erst die Ereignisse, erst die Weltgeschichte mußte sprechen, ehe ein Mensch sich solchen Vorgehens vermessen durfte. Wohl erkannte man — die Naseweisen zusammen mit den Klugen — eine Unzulänglichkeit hier, eine Unzulänglichkeit dort, man begann zu zweifeln, man begann hier und da zu rütteln; in Scharnhorsts Kopf bildeten sich die Ideen der Zukunft, aber es ist nicht das Wesen der Weltgeschichte, daß der Gedanke eintritt in das Leben ohne das Leiden und ohne den Kampf.

Die meisten aller dieser Einzel-Erscheinungen und Umstände sind Goltz nicht entgangen; auch der unlösbare Zusammenhang dieser Einzelheiten — was eigentlich das Wichtigste dabei ist — ist zuweilen mit runden Worten ausgesprochen. Dann aber geht diese Erkenntniß immer wieder verloren und damit kommen auch die Einzelheiten wieder in ein falsches Licht. Einmal (S. 3) wird die zu Boden drückende Last der polnischen Bevölkerung, welche die Umwandlung Preußens aus einem ständischen in einen nationalen Staat verhinderte, richtig erwähnt: schon vorher aber, in der Vorrede findet sich der alles historische Verständniß glatt abschneidende Satz, das Reformwerk, welches nach 1806 geschaffen wurde, sei schon vorher seit dem Tode des großen Königs vorbereitet gewesen und nur durch den Einfall des Feindes unterbrochen worden. Der Satz ist wörtlich richtig und doch total verkehrt; grade das ist das Entscheidende, daß, wenn auch schon vorher an dem überlieferten Heer- und Staatswesen herumgedoctort wurde, doch das wahre Reformwerk erst durch die Niederlage ermöglicht, nicht durch dieselbe unterbrochen wurde.

Der letzte Grund, warum sich Goltz diese Einsicht selbst wieder verdunkelt, ist ein gewisser Mangel an historischer Kritik und Schulung. In der Fülle der mit Anstrengung alles Fleißes zusammengesuchten Einzel-Zeugnisse, die naturgemäß alle subjektiv sind und oft in directem Widerspruch miteinander stehen, hat es ihm an dem sicheren Leitstern der historischen Methode gefehlt und er hat sich nicht anders zu helfen gewußt, als nach

subjectivem Gutdünken, bald diesem, bald jenem Zeugniß den Vorzug zu geben.

Nicht um an dem doch immer recht verdienstlichen Buche herumzumäkeln, sondern um die Dinge selbst klar zu stellen, seien einige der auffallendsten Punkte dieser Art hier noch besprochen.

Goltz bekämpft den Satz, daß Adel und Offizierscorps der alten Armee als dasselbe genommen werde. Das sei aufgebracht worden um dem Adel die Schuld der Niederlage zuzuschieben. Offenbar bemerkt er nicht, daß er damit dem preußischen Adel auch seinen glänzendsten Ruhmestitel abspricht: den Siebenjährigen Krieg. Das Officierscorps war dem Charakter nach genau dasselbe im Jahre 1756 und 1806; wer die Schlachten bei Prag, Leuthen und Torgau gewonnen hat, hat auch die Schlacht von Jena verloren. Eine geringe Zahl bürgerlicher Offiziere sind auch unter Friedrich in der Armee gewesen; Goltz beruft sich darauf, daß 1806 die Armee 695 bürgerliche Offiziere gezählt habe, unterläßt aber hervorzuheben, daß der größte Theil davon in einige Truppentheile zusammengedrängt war z. B. von den 131 Bürgerlichen der Linieninfanterie waren 83 in den dritten (Garnison-) Bataillons, nur 48 in der eigentlichen Feldinfanterie. Selbst wenn diese Zurücksetzung innerhalb des Offizierscorps aber nicht stattgefunden hätte, so wurde der Charakter desselben doch entscheidend durch den Adel bestimmt. Friedrich hatte bürgerliche Offizieraspiranten bei der Vorstellung eigenhändig mit dem Krückstock aus den Reihen hinausgestoßen. Er versagte sogar den Heirathsconsens mit bürgerlichen Damen. Das Offiziercorps sollte eben ein adeliges und bürgerliche Mitglieder in demselben bloße Ausnahme sein. Dieses Offiziercorps aber war das Knochengerüst der Armee mit der er seine Schlachten schlug, sie und mit ihm der preußische Adel sind daher auch die Theilhaber seines Ruhmes. Wenn 1806 die Leistung desselben Offiziercorps so ganz anders ausfiel, so ist damit noch nicht gesagt, daß ihm deswegen eine Schuld beizumessen ist. Es hatte seinen Stärkeren gefunden, dem es so wenig widerstehen konnte, wie Achill es mit dem linken Flügelmann des zweiten Gliedes der zwölften Compagnie aufnehmen könnte, wenn dieser mit einem

Zündnadelgewehr bewaffnet ist. Man halte sich nicht an die bösen, und wenn auch noch so bösen und massenhaften Einzelheiten. Diese entscheiden im Krieg zwar Einiges, aber nicht die Hauptsache. Sie kommen in jedem Kriege vor und sind auch in unserm letzten Kriege vorgekommen. Die Niederlage des Bonin'schen Armeecorps bei Trautenau im Jahre 1866 läßt sich mit dem Schlimmsten, was 1806 bei Jena und Auerstädt geschehen ist, in Parallele stellen und übertrifft es vielleicht noch; denn 1806 hatte man es mit einer gewaltigen Uebermacht zu thun, bei Trautenau hatten die Preußen nicht nur die innere, sondern sogar die numerische Ueberlegenheit. Die folgenden Siege aber haben die Niederlage so sehr ausgeglichen und überholt, daß sie nicht einmal in ihrem ganzen Umfange bekannt geworden ist.

Goltz glaubt nun aber noch nicht genug gethan zu haben, indem er dem Officiercorps von 1806 den specifisch adeligen Charakter abspricht, er nimmt es auch gegen die gebräuchlichen Vorwürfe des junkerlichen Hoch- und Uebermuthes, der Unbildung und der rohen d. h. dem Zeitgeiste widersprechenden Behandlung der Untergebenen in Schutz. Er versteigt sich zu dem Satz (p. 293), ein Officier habe bei einem Conflikt mit dem Bürger oder einer Civilbehörde gegründete Aussicht gehabt, unter allen Umständen schlecht wegzukommen. Die Prügelstrafe schmilzt einmal zu „Fuchtelhieben, welche gelegentlich auf den Rücken eines trägen Rekruten fielen" (p. 91) zusammen. Von der ganzen Gräßlichkeit der Spießruthen, welche in den schweren Fällen meist mit zu Tode-Prügeln identisch waren, erhält man keine Ahnung. Der Verfasser bringt dabei für seine Auffassung eine ganze Reihe hübsch zusammengelesener Citate, die freilich wenn man näher zusieht, mit einer Kühnheit verwerthet sind, die mehr dem Soldaten als dem gelehrten Forscher entspricht.

Bei einiger Aufmerksamkeit sind die fortwährenden Trugschlüsse so leicht zu durchschauen, daß es nicht nöthig ist, sie hier einzeln aufzudecken. Der methodische Fehler ist zuletzt kein anderer, als derjenige des berüchtigten Janssen, nur daß Goltz ebenso unzweifelhaft bona, wie Janssen male fide arbeitet. Zur

Richtigstellung der vorliegenden Fragen ist es nicht nöthig auf die einzelnen Zeugnisse einzugehen: man braucht sich nur klar zumachen, daß die von Goltz zurückgewiesenen Vorwürfe gegen das Officierscorps 1806 der menschlichen Natur nach mit Nothwendigkeit aus dem herrschenden System hervorgehen mußten, so sehr, daß man sie präsumiren dürfte, selbst wenn sie nicht speciell bezeugt wären. Es ist gar nicht anders möglich, als daß ein so kastenmäßig abgeschlossener Stand eine Gesinnung erzeugt, die sich häufig in Handlungen des Hochmuths und des Uebermuths äußert. Es ist garnicht anders möglich, als daß ein Stand im Zeitalter Schillers für relativ ungebildet gelten mußte, dessen Mitglieder mit zwölf Jahren bloß auf den adeligen Namen hin in die Armee traten, oft mit dreizehn den Officiersrang erhielten. Als letzten klassischen Zeugen dieses Geschlechts haben wir ja alle noch den Feldmarschall Wrangel unter uns gekannt. Der größte Denker, den die preußische Armee und alles Soldatenthum der Weltgeschichte hervorgebracht hat, ein Mann, der seinen militärischen Stoff in Goethescher Sprache darzustellen wußte, Scharnhorsts und Gneisenau's Freund, der General von Clausewitz ist niemals über „mir“ und „mich“ zu völliger Sicherheit gelangt. Vielleicht war noch später Gneisenau eine Zeit lang geradezu der einzige General in der preußischen Armee der im Punkte der Grammatik und Orthographie völlig sattelfest war. Weder Scharnhorst, noch York, noch Bülow, sogar Grolman, von Blücher zu schweigen.

Was nun gar die Zurücksetzung des Officierstandes gegen andere Stände betrifft, so genügt es, eine von Goltz selbst mitgetheilte Anekdote zu wiederholen. Der Feldmarschall Kalkreuth rühmte sich, in seinem Dragonerregiment sei nie ein Betrunkener gewesen; er habe nämlich dem Wirth, bei dem sich ein Kerl betrunken, stets alle Fenster entzweischlagen lassen. So hätte es kein Wirth dazu kommen lassen und den Leuten zu viel gegeben. Gewiß ein probates Mittel — aber es exemplificirt auch, wie weit ein Wirth von dem Gedanken entfernt war, einen Obersten verklagen zu können.

Immer wieder ist aber darauf zurückzukommen, daß alle diese Dinge, so sehr sie mit dem Zeitgeist in Widerspruch

standen, mit den Niederlagen im Kriege nur secundär zu thun haben: es sind etwas mehr oder weniger starke, etwas mehr oder weniger schädliche Auswüchse: in Friedrichs Zeiten ist das Meiste davon nicht besser, sondern schlimmer gewesen: die Niederlage von 1806 ist durch diese Auswüchse hier und da vergrößert: sie selbst aber ist nicht in ihnen, sondern in der von der Zeit und von den stärkeren Ideen der Epoche überholten alten Fridericianischen Verfassung begründet.

Das Bild, welches Goltz von der Schlacht bei Jena entwirft, ist recht mißlungen. Wesentliche Momente sind nicht genügend hervorgehoben und vor Allem ist die Schlacht bei Auerstädt, ohne welche die von Jena kein richtiges Bild geben kann, weggelassen. Die Schlacht bei Auerstädt ist ohne Zweifel ausschließlich durch die Schuld des Königs persönlich verloren gegangen — so weit überhaupt von einer persönlichen Schuld gegenüber den objectiven Momenten die Rede sein kann.

Ganz auf dem entgegengesetzten Gebiet, wie in „Roßbach und Jena" liegen nun die Mängel des zweiten Buches desselben Autors „das Volk in Waffen". Sind sie dort historischer, so sind sie hier dialektischer oder wenn man will philosophischer Natur. Man hat eine Reihe zerstreuter Betrachtungen eines gut postirten Beobachters über die verschiedensten unser Heerwesen betreffenden Dinge. Er versucht die einzelnen Erscheinungen, wie sie sich darbieten, vorzuführen und zu begründen. In dieser Begründung sind ihm aber einige so offenbar verfehlte Argumentationen mit untergelaufen, daß es dem ungenannten Autor der Broschüre „Die Vorrechte der Officiere" gelungen ist, Goltz aus dem Sattel zu heben. Es handelt sich um nicht geringe Dinge: sollten sich dieselben wirklich nicht besser begründen lassen, als es Herr von der Goltz gethan hat und sein Gegner der Anonymus Recht behalten, so müßte man zugeben, daß bei uns in Staat und Gesellschaft Mißbräuche existiren, die sich Deutsche nicht gefallen lassen dürfen. Versuchen wir zwischen den beiden Streitenden einen dritten Standpunkt einzunehmen.

Die Frage ist, ob die bevorzugte Stellung, welche das Officiercorps heute bei uns in Staat und Gesellschaft inne hat,

berechtigt sei oder nicht. Daß das Officiercorps thatsächlich solche bevorzugte Stellung besitze, darüber sind beide Parteien einig. Goltz findet das natürlich und nothwendig; der Anonymus will das abschaffen.

Der Anonymus zählt alle die Vorzüge auf, deren sich Officiere bei uns in Staat und Gesellschaft erfreuen. Die Kellner reden die Officiere im Pluralis an „der Herr Hauptmann wünschen"; die Schaffner geben ihnen die besten Coupées; bei den Damen ist „die Schwärmerei für den Lieutenant erblich"; der Kaufmann giebt ihnen das Prädikat „Hochwohlgeboren"; alle Stände wetteifern in dem Bestreben die Officiere auszuzeichnen; die kleinsten Kadetten werden mit „Sie" angeredet; die Officiersdamen mit „gnädige Frau", Civil-Damen nur mit „Frau Doctor" oder „Frau Director"; Officiere werden häufig zuerst und zuvorkommender gegrüßt als Civilisten; sie erhalten früher den rothen Adlerorden als diese: ein Privatdocent hat seine Verlobung angezeigt als „Seconde-Lieutenant der Reserve und Privatdocent" — den Lieutenant zuerst. Der Officier gilt eben allenthalben als etwas Besonderes. Durch solche Bevorzugung fühlt sich der Anonymus verletzt und gekränkt, keineswegs aus Neid, wie er uns versichert, sondern aus berechtigtem Unwillen über einen gesellschaftlichen Mißstand.

Den Grund für dieses überraschend einhellige Verhalten aller Stände, Geschlechter und Klassen unseres Volkes sieht er nicht etwa in irgend einem Verdienst des Officiercorps, sondern außer einigen eingebildeten Gründen in der thatsächlichen Bevorzugung der Officiere durch die Krone, welche so ansteckend auf das ganze Volk wirkt, und die auch in einigen anderen Institutionen, der Militärgerichtsbarkeit und der günstigeren pecuniären Ausstattung der Officiere im Vergleich zu den Civilbeamten ihren Ausdruck findet.

Auf diese beiden letzten Dinge hier einzugehen, würde uns zu weit führen. Die Militärgerichtsbarkeit ist ein sehr schwieriges und vielseitiges Thema. Ein Vergleich der Gehaltshöhen der verschiedenen Beamtenklassen ist bei den ganz verschiedenen Bedingungen der Vorbildung, der Altersstufen des Ein- und

Austritts aus dem Dienst, der Nebenbezüge und Nebenausgaben ebenfalls nur auf Grund sehr umständlicher Berechnungen durchzuführen. Bewiesen hat der Anonymus seine Behauptung jedenfalls nicht.

Wir wollen nur auf den einen Punkt, die in der That vorhandene und allgemein anerkannte specifisch vornehme Stellung unseres Officiercorps eingehen, die in den Tausend Einzelheiten, wie sie uns der Anonymus*) mit mehr Wahrheit als Geist vorführt, allenthalben zu Tage tritt. Woher stammt diese specifische Vornehmheit dieser besonderen Klasse der Staatsdiener? Liegen Gründe vor, dieselbe auch in der Zukunft zu erhalten? In diese beiden Fragen wird die Betrachtung wohl am besten getheilt.

Der Anonymus ist zu seiner Behandlung der Fragen angeregt worden durch die Art, wie Goltz in seinem „Volk in Waffen" dieselbe beantwortet — und man kann es ihm eigentlich nicht verdenken. Auch Goltz geht auf den historischen Ursprung der Erscheinung zurück und sieht denselben darin, daß Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große das Offiziercorps dem erblichen Adel entnommen hätten, weil dieser „zu jener Zeit den gebildeten Theil der Nation fast ausschließlich repräsentirte." Es scheint unglaublich, aber es steht wirklich so zu lesen im „Volk in Waffen" Seite 53. Mit Recht werde auf Bildung ein vorzüglicher Werth gelegt, fügt der Verfasser hinzu, „weil sie die Grundlage für veredelte moralische Eigenschaften ist." In der That — ganz unzweifelhaft — aber wie hätte es um das Officiercorps Friedrichs gestanden, wenn es das Recht seiner Existenz hätte auf seine „Bildung" basiren wollen? „Mihr müste der Teufel plagen" würde der alte Fritz wohl wieder geschrieben haben, wenn ihm Jemand vorgeschlagen hätte,

*) Die zahllosen Verkehrtheiten, oft geradezu Albernheiten, die der Anonymus sonst zu Tage fördert (z. B. charakterisirt er die Offiziere als friedliche Lehrer, welche ihre Soldaten „hauptsächlich auf körperlichem Gebiet unterweisen") sind eingehend behandelt und ad absurdum geführt in der hübschen Broschüre „Die Vorrechte der Offiziere" von einem Preußischen Officier.

sein Officiercorps nach dem Maßstabe der „Bildung“ zu ergänzen. Auch heute sieht die öffentliche Meinung in dem Lieutenant, speciell dem Husaren-Lieutenant oder auch dem Husaren-General wohl gern die Verkörperung frischen freudigen deutschen Muthes, aber nicht den Hort deutscher Bildung. Selbst der Gemeine Untergebene, der Student, der als Einjährig-Freiwilliger dient, ist ihm in dieser Beziehung oft überlegen. Kein preußischer Monarch schätzte die Bildung höher oder hatte selbst eine feinere, freilich französische, Bildung als König Friedrich, aber als Bedingung für den Eintritt in sein Officiercorps stellte er sie nicht. Edelleute wollte er haben, mochte es mit ihrer „Bildung“ auch nicht viel besser stehen, als mit der Moritz' von Dessau, den sein Vater als seinen Lieblingssohn hatte garnichts lernen lassen, damit man einmal sehe, was die reine Natur vermöge. In diesem ziemlich wenig „gebildeten“ Officiercorps lebte aber die Tradition des Ritterthums, ja man darf sagen, der urgermanischen Gefolgschaft, welche den Krieg sucht in dem Dienste eines Kriegsherrn, dem man verbunden ist durch die persönliche Treue. Nicht ihrem Souverän, dem Staatsoberhaupt dienten diese Officiere — warum auch? Hatte das Preußische Vaterland vor dem Siebenjährigen Kriege, hatten diese zufällig zusammengeerbten Landschaften denn eine eigene Bedeutung? Sie dienten einem großen Kriegsherrn, wie die Gefolgsleute dem Armin und die Ritter ihrem Lehnsherrn. Das Band, welches sie an den König knüpfte, war kein sachliches, sondern ein persönliches. Kurländer und Franzosen dienten hier vereint mit den Edelleuten aus dem Reich und aus den preußischen Provinzen im persönlichen Dienstverhältniß zu dem König, nur mittelbar zu dem Staate Preußen. Hier liegt der elementare Unterschied zwischen dem Civilbeamtenthum und dem Officiercorps bis auf den heutigen Tag. Wer in Deutschland, namentlich in Preußen lebt oder nur irgend welche Fühlung mit der öffentlichen Gesinnung bei uns hat, fühlt es instinctiv, wenn er sich auch nicht theoretisch davon Rechenschaft zu geben vermag, daß ein wesentlicher Unterschied besteht zwischen dem Officiercorps und dem Civilbeamtenthum. Der Grund ist: diese sind rein Staatsdiener,

jene stehen noch in einer besonderen persönlichen Beziehung, man darf es so ausdrücken nach dem uralt germanischen Begriff der Gefolgschaft und der Vasallität: sie sind die Kameraden des Königs. Das Officiercorps hat seine Reihen eröffnet auch für den höheren Bürgerstand, aber die uralte Tradition von dem persönlichen Dienst hat sich durch ihre eigene Kraft innerhalb des einmal bestehenden Corps erhalten und besteht weiter ohne die Verbindung mit dem Adel. In dem Verständniß dieses Momentes liegt eine Vorbedingung für das Verständniß auch der modernsten preußischen Geschichte und des heute bestehenden preußischen Staates.

Was hat den preußischen Staat zusammengehalten im Jahre 1848 und damit die Zukunft Deutschlands gerettet? Was hat dem König Wilhelm ermöglicht, die Conflictzeit durchzuhalten, bis der Moment der Versöhnung gekommen war? Ausschließlich das in persönlicher Treue ergebene Officiercorps. Jene Zeiten liegen jetzt, nicht den Jahren, aber der Abwandlung nach so weit hinter uns, daß man mit völliger Unbefangenheit darüber urtheilen darf. Mit der ungeheuren Mehrheit des Volkes hatte sich das Gros des Civilbeamtenthums der deutschen Idee zugewandt. Ganz gewiß mit Recht und zu seinem Ruhm. Nimmermehr hätte das deutsche Reich gestiftet werden können, wäre nicht aus dem Volke heraus ein immer wachsender Druck auf die bestehenden politischen Gewalten ausgeübt worden. Mit dieser Tendenz setzte sich, sagen wir, mußte sich Preußen in Widerspruch setzen, bis der Tag gekommen war, wo es selbst Kraft genug in sich fühlte die Fahne des Nationalstaates zu entfalten. Eine gewaltige Krisis machte der Staat durch; die Gemüther zahlloser seiner besten Unterthanen entfremdete er sich, da sie sahen, wie er die Ideale unserer Nation bekämpfte und verfolgte. Wehe uns, wenn nicht ein fester Punkt in unserem Staatsbau vorhanden gewesen wäre, der grundsätzlich der Theilnahme an der Politik sich enthaltend, die Monarchie unter allen Umständen sicherte. Merkwürdigste aller Erscheinungen: das Volk fast einstimmig in erbitterter Opposition gegen die Regierung und in Ordnung gehalten durch die Armee d. h. durch zwei bis drei

Jahrgänge eben dieses Volkes! Waren denn die Leute, die grade im Alter von 20—23 Jahren standen, anders gesonnen als ihre Brüder und Väter? Diese wählten Abgeordnete mit der Parole „diesem Ministerium keinen Mann und keinen Groschen" — Jene sorgten dafür, daß auch nicht einmal der Gedanke eines thatsächlichen Widerstandes auftauchte.

Hier sieht man, was ein Officiercorps, was Corpsgeist und Disciplin ist. Ein halbes Jahrhundert hat Preußen es vermocht, den inneren Widerspruch zu ertragen. Jetzt haben wir ihn überwunden. Nun erst schließen alle gesunden und wahren Elemente unseres politischen Daseins zu einer harmonischen unüberwindlichen Einheit zusammen. Das Verhältniß der persönlichen Gefolgschaft des Officiers zu seinem Kriegsherrn wird aber darum nicht aufhören und wird nicht untergehen, so lange ein preußisches Officiercorps besteht.

Der Officier soll gebildet, pflichttreu, ideal sein, er soll nicht seinen persönlichen Vortheil suchen und soll auf Erwerb verzichten, er soll frei sein von Egoismus, er soll seinen Untergebenen gegenüber seine Autorität bewahren und soll sein Leben für das Wohl des Staates auf das Spiel setzen. In diesen Forderungen sieht Goltz den Grund für eine privilegirte Stellung des Officiercorps. Mit Recht fragt ihn der Anonymus, ob nicht etwa dieselben Forderungen an alle Beamte oder aber an alle Bürger sofern sie Soldaten sind, gestellt werden? Ob etwa die Officiere tugendhafter, gebildeter, idealer, pflichttreuer seien als andere Stände? Gewiß ein sehr vergeblicher Versuch, zu beweisen, daß irgend ein Stand an sich besser und tugendhafter sei als ein anderer. Die Tugend wird belohnt und nur sie darf belohnt werden. Hier handelt es sich aber weder um Tugend noch um Lohn. Oder ist Vornehmheit ein Lohn von so unermeßlichem Werthe, daß ein Mann ohne Selbstentwürdigung nicht darauf verzichten könnte? Mancher möchte sie für eine sehr gleichgültige Eigenschaft halten. Nicht etwas an und für sich Besseres, aber etwas Anderes als die höheren Civilbeamten sind die Officiere. Das persönliche Verhältniß des Officiers zum König ist keine dem Einzelnen zum besonderen Verdienst anzu-

rechnende Tugend, sondern eine Eigenschaft und ihr entspricht die andere Eigenschaft der Vornehmheit. Nothwendig ergiebt die erstere Eigenschaft die letztere; das liegt im Begriff des Königthums. Was dem König persönlich nahe steht, ist damit über den Rang sonstiger Genossen hinausgehoben: das ist der Grund der speciellen Vornehmheit unsers Officiercorps. Alle Welt — der Anonymus hat uns gezeigt, wie einstimmig in diesem Punkte die öffentliche Meinung bei uns ist — erkennt das an. Daß diese Anerkennung sich nicht in reale Vortheile umsetzt — das wäre ganz etwas anderes — dafür haben die andern Stände und die öffentliche Meinung zu sorgen und wenn es sich auch nur um einen besseren Platz im Eisenbahn-Coupé handelte.

Gönnen wir also unserm Officiercorps sein Ansehen. Nicht ohne fortwährende Arbeit und mancherlei Opfer erhält es sich dasselbe. Mitglieder müssen ausgestoßen werden — oft mit Bedauern, die sich in einer andern Gesellschaft erhalten könnten. Die Disciplin, selbst die Uniform legt einen Zwang auf, der für alle Altersklassen, die Jungen, gerade weil sie jung, die Alten, weil sie alt sind, gleich hart ist. Wie viel freier bewegt man sich in jedem andern Stande, wo selbst wenn man einen Vorgesetzten hat, er doch nur in den äußersten Fällen in's Privatleben eingreifen darf. Der Officier muß sich auch viele Schritte seines Privatlebens durch den Vorgesetzten, durch das Urtheil der Kameraden regeln lassen; die Uniform verbietet ihm, sich jemals gehen zu lassen. Vom Hauptmann ab schwebt unablässig über ihm das Damokles-Schwert der Verabschiedung: ein Moment, dessen Bedeutung selten voll gewürdigt wird. Wie wichtig und wie unendlich schwer ist die richtige Beförderung in die höheren Chargen der Armee. Tausende von Menschenleben, Schlachtentscheidungen können davon abhängig sein. Wie viel Mißgriffe müssen hier nothwendig geschehen, nach der negativen wie nach der positiven Seite hin. Wie viele wackre Männer treten Jahr für Jahr ab aus dem gewählten Beruf, dem sie mit Liebe anhingen, überzeugt daß sie unrichtig von ihren Vorgesetzten beurtheilt und ungerechter Weise gegen andere hintangesetzt sind. Sie müssen gehen, oft noch in kräftigen Jahren und

bedauern ein verfehltes Leben. In anderen Zweigen kann man wenigstens in niederen Stellungen weiterdienen; ein Wechsel der Vorgesetzten reparirt vielleicht den Fehler: in der Armee ist hin hin, der Abschied, mit seltenen Ausnahmen, ist Abschied für immer. Doch giebt es gegen alle Ungerechtigkeiten, die dabei vorkommen mögen und, der Beschränktheit der menschlichen Natur gemäß vorkommen müssen, kein Hilfsmittel. Wenn irgendwo, so wandelt man als Officier wahrlich nicht ungestraft unter Palmen.

Wir resumiren also dahin: eine irgend erhebliche Bevorzugung des Officiercorps in materieller Beziehung ist — nachdem auch die Communalsteuerfrage ihre Lösung gefunden hat, — bisher nicht nachgewiesen.

Die gesellschaftliche Vornehmheit aber, die unser Officiercorps auszeichnet, ist eine aus seinem Charakter mit Nothwendigkeit sich ergebende Consequenz. Eifersüchtig darauf kann man nur sein entweder aus Eitelkeit oder Unfähigkeit, den inneren Zusammenhang zu verstehen.

Ueber die Bedeutung der Erfindungen in der Geschichte.

Ein populärer Vortrag.*)

V. A. Der Gedanke, einen Vortrag über das heute von mir gewählte Thema zu halten, kam mir, als ich vor einigen Monaten einmal in einer unserer angesehensten Zeitschriften einen Aufsatz las**), der folgendermaßen begann: „Der Ausgang des Mittelalters verzeichnet zwei Erfindungen, welche das Antlitz dieser Erde verändert haben. Denn in der That kann man behaupten, daß die Physiognomie der menschlichen Gesellschaft durch die Erfindung des Schießpulvers und der Typographie mehr als durch alle andern Entdeckungen verwandelt wurde. Daß die immense Mehrheit von uns als freie Männer sich bewegen und nicht als Hörige an der Scholle haften, ist das Werk jenes Zerstörungsmittels, welches die überlegene Kraft des Einzelnen zu Gunsten des allgemeinen Wesens gebrochen hat. Das Schießpulver hat Faustrecht und Hörigkeit abgeschafft; daß wir uns aber nicht blos als ein freies, sondern auch als ein in der

---

*) Zuerst erschienen in dem Preuß. Jahrb. Bd. 57.

**) Johann Gutenberg und die Erfindung der Typographie. Von Prof. Dr. F. H. Kraus. Deutsche Rundschau. Elfter Jahrgang H. 12. September 1885. S. 410.

Masse seiner Mitglieder gebildetes und geistig freies Geschlecht fühlen dürfen, ist die Wirkung des Buchdruckes."

Diese Worte erinnerten mich daran, daß vor einigen Jahren einmal ein Naturforscher von Ruf die Ansicht aufstellte*), daß der Untergang der antiken Cultur hätte der Menschheit erspart werden können, wenn die Römer bereits das Pulver gekannt hätten. „Wenn die Römer auch nur das Steinschloß-Gewehr gehabt hätten", sagte der betreffende Gelehrte, „so würden sie alle Angriffe der Germanen, von den Cimbern und Teutonen bis zu den Gothen und Vandalen mit Leichtigkeit zurückgeschlagen haben." Dieser Nichtbesitz der modernen Erfindungen wird dann weiter zurückgeführt auf den niedrigen Stand der Naturwissenschaften bei den Alten. „Das Zurückbleiben der Alten in der Naturwissenschaft", heißt es, „ward verhängnißvoll für die Menschheit. In ihm liegt einer der vornehmsten Gründe, aus denen die alte Cultur unterging. Das größte Unglück, welches die Menschheit traf, Ueberrennung der Mittelmeerländer durch die Barbaren, blieb ihr wahrscheinlich erspart, hätten die Alten Naturwissenschaft in unserm Sinne gehabt."

Ganz abgesehen nun davon, ob der Untergang der antiken Cultur wirklich ein Unglück und nicht vielmehr eine nothwendige Vorbedingung für eine neue höhere Cultur war, so tritt in den genannten Aeußerungen eine Auffassung von der Bedeutung der Erfindungen in der Geschichte zu Tage, welche mit der vorcitirten übereinstimmt und welche man vielleicht als die in der öffentlichen Meinung vorherrschende bezeichnen darf. Viele von Ihnen werden in ihr vielleicht garnichts Eigenthümliches gesehen, sondern nur die Wiedergabe des allgemein Anerkannten und Selbstverständlichen darin gefunden haben. Ich bezeichne also diese ganze Auffassung von der Bedeutung der Erfindungen als die populäre, ich füge gleich hinzu, daß dieselbe unrichtig ist, werde versuchen, Sie davon zu überzeugen, und endlich ihr die wissenschaftliche Auffassung gegenüberstellen.

---

*) Culturgeschichte und Naturwissenschaft. Von Emil Du Bois-Reymond. Leipzig, Veit & Comp.

Beginnen wir mit der Betrachtung der Erfindung und Wirkung des Schießpulvers. Der erste Fehler, dessen sich die beiden von mir citirten Autoren schuldig gemacht haben, ist, daß sie von den Wirkungen der Erfindung des Pulvers sprechen. Es handelt sich in Wirklichkeit nicht um die Erfindung des Pulvers, sondern um die Erfindung des Schießens mit Pulver. Das Pulver ist der Menschheit schon in älterer Zeit bekannt gewesen. Bei mittelalterlichen Schriftstellern aus der Zeit der Hohenstaufen'schen Kaiser finden wir richtige Pulverrecepte. Die Erzählung also von dem Mönche Berthold Schwarz, der Gold machen wollte und das Pulver erfand, ist eine Sage. Die epochemachende Erfindung besteht in der Verwendung jenes schon früher bekannten Stoffes zum Schleudern von Geschossen. Der Vorläufer dieser Erfindung war vermuthlich die Rakete. Die erste Erwähnung eines Instrumentes, welches wirklich als eine Feuer-Schuß-Waffe aufgefaßt werden kann, findet sich bei einem spanisch-arabischen Schriftsteller, Hassan Alrammah im Jahre 1290, also zu der Zeit, da noch Rudolf von Habsburg in Deutschland regierte. Etwa 30 Jahre später, seit dem Jahre 1320 tauchen dann in Europa allenthalben wirkliche Geschütze auf und nach einigen ziemlich zuverlässigen Nachrichten war es in der That ein deutscher Mönch, der diese Erfindung gemacht hat. So kommt also der sagenberühmte Berthold Schwarz, den wir schon der großen Zahl derjenigen zuzählen mußten, die das Pulver nicht erfunden haben, doch noch wieder zu Ehren.

Welche Wirkung hatte nun die neue Erfindung des Schießens? Der Gedankengang der populären Auffassung ist folgender. Die Gewehrkugel durchschlägt den ritterlichen Panzer. Sie macht dadurch den Knecht und den Ritter im Kampfe gleich. Was hilft es, sein ganzes Leben in Waffenübung und Tournieren zugebracht zu haben, wenn nachher jeder beliebige Bursche, dem am Tage vorher eine Muskete eingehändigt ist, alle Kunst zu Schanden macht? So hat die Muskete das Ritterthum überwunden und mit den Rittern sind auch ihre Hörigen aus der Welt verschwunden. Das Pulver hat also die Standesunterschiede militärisch aufgehoben und der militärischen Gleichheit der Menschen

ist auch bald die politische gefolgt. Ganz besonders haben ferner noch die schweren Geschütze dazu gedient, die ritterlichen Burgen zu brechen und die Ritter gezwungen, sich der öffentlichen Ordnung zu unterwerfen. Vor der Erfindung der Geschütze hatte man kein anderes Mittel, sie in ihren festen Zufluchtsstätten zu bekämpfen, als sie auszuhungern. Diese Felsenmauern spotteten jedes gewaltsamen Angriffs. Als aber z. B. hier der erste Hohenzoller, der Burggraf Friedrich, mit seiner „faulen Grete" in die Mark einzog, da wurde es anders. Die steinerne Kugel war stärker als die steinerne Mauer, die räuberischen Ritter flehten um Gnade und es entstand das moderne Fürstenthum. Geschütz und Muskete also waren es, welche die große Wandlung heraufführten und die Herrlichkeit des Ritterthums auf allen Seiten zugleich überwältigten. Aller andere Fortschritt geht auf diesen zurück. An die Stelle der mittelalterlichen Anarchie trat die Ordnung und Sicherheit des modernen Staats und die Erfindung des Pulvers ist es, welche das Angesicht der Erde so wohlthätig verwandelt hat.

Man widerlegt einen falschen Gedankengang am besten, wenn man den Punkt aufsucht, wo er noch mit dem Richtigen zusammenhängt.

Richtig ist in dieser Auffassung, daß eines der wesentlichen Momente, durch welches die Neuzeit vom Mittelalter geschieden wird, die Umwandlung des Kriegswesens ist. Die ritterliche Fechtweise wird ersetzt durch die Infanterie, die Schweizer und die Landsknechte. Vorläufer dieser Umwandlung sind die alten Schweizersiege bei Morgarten und Sempach und die Fluthwelle der Hussitenkriege. Vollendet wird sie in den Siegen der Schweizer über Karl den Kühnen, Herzog von Burgund. Die Schlachten von Granson und Murten bezeichnen die definitive Niederlage des Ritterthums.

Welche Rolle hat in diesen Enscheidungsschlachten die Feuerwaffe gespielt? Hat sie wirklich den Sieg der Infanterie über das Ritterthum entschieden? Die Antwort ist ausgesprochen in der Thatsache, daß die Ueberlegenheit an Feuerwaffen in den Schweizer Schlachten nicht auf Seite der Sieger, sondern auf

Seite der Besiegten, nicht auf Seite der Schweizer, sondern auf Seite der Burgunder war. Diese Waffen können also nur von einer sehr geringen Wirksamkeit gewesen sein. Und doch sind von der Erfindung der Feuerwaffen bis zu diesen Burgunderschlachten schon mehr als 150 Jahre verflossen. Nach dem letzten Grund der Umwandlung, die sich vollzogen hat, haben wir hier nicht zu suchen: genug, das Feuergewehr kann es nicht gewesen sein.

Worin liegt denn nun aber der Fehler des vorhin mitgetheilten populären Raisonnements? Er liegt darin, daß die damalige Feuerwaffe die ihr zugeschriebene Ueberlegenheit garnicht besaß. Die Couleuvrinen oder Handrohre der Zeit waren so schwer zu laden und hatten einen so unsicheren Schuß, daß sie der Armbrust und dem Bogen noch keineswegs als überlegen angesehen wurden. Bogen, Armbrust und Handrohr gingen nebeneinander her. Hatte die Kugel des letzteren die größere Durchschlagekraft, so folgten sich dafür die Pfeile des Bogens mit viel größerer Geschwindigkeit. Die Armbrust hielt in Beidem die Mitte. Auch die Geschütze, die Feldschlangen, deren Karl der Kühne sehr viele besaß, thaten den Schweizern geringen Schaden. Erst ein ganzes Menschenalter später hat der Kaiser Maximilian die Armbrust gänzlich von der Musterung ausgeschlossen. Von jetzt an wächst die Wirksamkeit des Feuergewehrs, namentlich der Geschütze und zeigt sich besonders in den Schlachten von Ravenna, Marignano und Bicocca. In das Jahr 1525, nach der Erfindung der Musketen, fällt die erste Schlacht, von der man sagen kann, daß das Feuergewehr an ihr entscheidenden Antheil genommen. Es ist die Schlacht von Pavia, in welcher König Franz von Frankreich von den Spaniern und deutschen Landsknechten geschlagen und gefangen genommen wurde. Aber auch in dieser Schlacht besteht noch die bei weitem größere Hälfte des Fußvolkes aus Hellebardierern und Pikenieren. Noch hundert Jahr später, im 30jährigen Kriege, ist das Verhältniß etwa halb und halb, und die völlige Abschaffung der Piken, die Bewaffnung der gesammten Infanterie mit dem Feuergewehr hat erst vor jetzt 180 Jahren zur Zeit Prinz Eugens und Ludwig XIV. stattgefunden, nachdem

man es fertig gebracht hatte durch die Erfindung des Bajonnets Spieß und Muskete in einer Waffe zu vereinigen.

Als das Feuergewehr anfing Schlachten zu entscheiden, gehörte also das Ritterthum schon zu den Todten und selbst dann sind noch Jahrhunderte vergangen, bis das Feuergewehr den alten Spieß völlig verdrängte.

Etwas anders, aber nicht besser, steht es mit der Zerstörung der Ritterburgen durch das schwere Geschütz. Hier ist wenigstens die vorausgesetzte Thatsache richtig, aber unrichtig ist der Rückschluß, daß man ohne das Geschütz der Burgen nicht habe Herr werden können. Selbst die festesten Burgen mußten der Aushungerung erliegen und dazu gehörte bei der geringen Besatzung, die eine Burg nur haben konnte, höchstens das Zusammenhalten von ein paar hundert Mann auf eine Anzahl von Monaten. Auch ohne das Geschütz hätten die Fürsten die Ritterburgen gebrochen; es hat ihnen nur in einigen Fällen diese Aufgabe erleichtert.

Gehen wir jetzt zurück zu jener auf den ersten Blick so einschmeichelnden Behauptung, daß, wenn die Römer besser in den Naturwissenschaften gearbeitet, das Pulver erfunden und Steinschloßmusketen besessen hätten, sie sich des Angriffs der Germanen sicherlich erwehrt haben würden.

Wir haben gesehen, daß das Wesentliche der Erfindung nicht im Pulver, sondern im Schießen liegt. Es wäre nicht unmöglich, daß die Römer das Pulver gekannt haben. Damit ist zunächst jeder Zusammenhang dieser Erörterungen mit den Naturwissenschaften abgeschnitten. Die Kunst des Schießens beruht auf einer Reihe von Einzelerfindungen, von denen das Schießen selbst wohl die merkwürdigste und wichtigste, aber noch nicht einmal die wirksamste ist: die Schäftung, das Zielen, die Luntenzündung, die Hakenbüchse, das Steinschloß, das Bajonnet, alle diese Erfindungen gehörten dazu um eine wirklich unbedingt brauchbare, voll wirksame Waffe hervorzubringen. Keine von diesen Erfindungen hat mit der Wissenschaft irgendwelche Berührung, so wenig wie die Erfindung eines neuen Thürschlosses oder die phönicische Erfindung des Purpurfärbens.

Wir sehen zweitens, daß der Gelehrte, der jenen Ausspruch

gethan, von den Römern in der That etwas viel verlangt hat, daß sie schon Steinschloßgewehre besitzen sollten, denn auch unsere Epoche hat, um von der Erfindung des Schießens selbst zum Steinschloß fortzuschreiten, über 300 Jahre gebraucht. Noch die Freiheitskriege sind mit dem Steinschloßgewehr ausgefochten worden. Nun könnte man sagen, darum hätten ja die Römer dennoch diese Erfindungen machen können, sie hätten nur zeitig genug anfangen müssen; man kann doch immer noch fragen, weshalb die Alten denn diesen Weg überhaupt nicht betreten haben. Die Antwort ist dieselbe, welche uns auch erklärt, weshalb unsere Epoche in diesen Erfindungen so unendlich langsam fortgeschritten ist. Die Mutter der Erfindung ist das Bedürfniß. Erfindungen machen sich nicht so leicht; nur wenn ein starkes Bedürfniß den Erfindungsgeist unausgesetzt in ganzen Generationen anstachelt und anreizt, wird die Erfindung erzeugt. Die Römer haben die Feuerwaffe nicht erfunden und nicht ausgebildet, weil sie ihrer nicht bedurften; sie sind auch ohne sie Herren der Welt geworden. Das Mittelalter und die Neuzeit aber ist voll von politischen Bildungen, die sich fortwährend untereinander bekämpfen, sich zu unterwerfen und zu erhalten trachten. Jeder hat den unausgesetzten Trieb sich neue überlegene Waffen des Angriffs und der Vertheidigung zu verschaffen, unaufhörlich folgen sich hier die Erfindungen. Und doch wie wir sahen, hat es immer sehr lange gedauert, bis eine Erfindung so weit ausgebildet worden, daß sie eine große Wirkung erzielt. Keines der Völker, welche den Römern nacheinander erlagen, hätte sich etwa mit Hülfe einer Erfindung ihrer erwehren können, dafür war der Kampf viel zu schnell, immer in wenigen Generationen definitiv entschieden. Die Römer selbst empfanden noch weniger das Bedürfniß neuer unerhörter Mittel. Wo ein solches Bedürfniß hervortrat, hat es ihnen auch an dem nöthigen Erfindungsgeist nicht gefehlt. Das zeigt z. B. die berühmte Erfindung der Enterbrücke im ersten Punischen Kriege.

Der Feuerwaffe aber bedurften sie nicht. Das gilt von ihrem Kampf mit den Germanen wie mit allen anderen Völkern. Freilich ist es ihnen nicht gelungen, diesen unsern Vorfahren ihr

Joch aufzuerlegen, aber nicht weil es ihnen militärisch unmöglich gewesen wäre, sondern aus politischen Gründen. Die Cäsaren in Rom wagten es nicht einen ihrer Feldherren mit dieser Aufgabe zu betrauen, weil der Besieger Germaniens ihnen selbst gefährlich geworden wäre. Sie hätten sich in ihm einen Rivalen großgezogen, der hätte als Gegenkaiser auftreten können. Die Tapferkeit der Germanen, die Schlacht im Teutoburger Walde bewirkte so viel, daß die Römer erkannten, daß sie ohne einen furchtbaren, viele Jahre und alle Kräfte in Anspruch nehmenden Krieg mit diesen Barbaren nicht fertig werden würden. Da verzichteten die Kaiser aus dem genannten inneren politischen Grunde auf das Unternehmen, obgleich es ihnen militärisch wohl möglich gewesen wäre zum Ziel zu kommen*).

---

*) Die Ansicht, welche neuerdings Mommsen im fünften Bande seiner römischen Geschichte über die Rettung Germaniens vor dem römischen Joch aufgestellt hat, ist eine etwas andere. Zwar meint auch er (S. 44 unten), daß rein militärisch die Römer den Germanen genügend überlegen gewesen wären, um sie endlich zu überwinden, aber er supponirt einen anderen, doch wieder dem Militärischen sich nähernden politischen Grund für den Verzicht auf das Unternehmen. Der entscheidende Moment ist die Abberufung des Germanicus von dem Oberbefehl am Rhein, und es fragt sich, ob hierbei der Argwohn des Tiberius gegen seinen Neffen Germanicus, der dem Blute nach ein näheres Anrecht an den Thron hatte als Tiberius selbst, mitgespielt hat oder nicht. Mommsen sagt davon kein Wort. Statt dessen nimmt er an, daß der Kaiser gemeint habe, durch die Legionen am Rhein nicht blos die Germanen abwehren, sondern auch gleichzeitig die Gallier im Zaum halten zu müssen. Wären also die Grenzen und mit ihnen die Grenztruppen an die Elbe verlegt worden, so hätte Gallien so gut wie garkeine Besatzung gehabt und dazu wäre diese Provinz zu unzuverlässig gewesen. Der große illyrische Aufstand 6—9 p. C. zeigte, wie unsicher noch die Verhältnisse in diesen Grenzprovinzen waren. Nach dieser Auffassung würden also die Armins-Schlachten, von denen zwei Jahrtausende gesungen und gesagt haben, ihre Bedeutung zum Theil einbüßen und das eigentlich entscheidende Ereigniß in dem illyrischen Aufstand zu sehn sein, von dem die Meisten unserer Leser vermuthlich kaum je etwas gehört haben. — Ich kann mich dieser Ansicht nicht anschließen. Sie ist nicht auf Quellen-Zeugnisse gestützt und was innere Wahrscheinlichkeit betrifft, so kann man mit mehr Recht gerade umgekehrt räsonniren: durch nichts hätten die Römer Gallien sicherer in Unterwerfung gehalten, als wenn

Die Germanen blieben also frei und endlich ist das römische Reich ihnen selbst erlegen. Aber weit entfernt, daß die Römer durch die Erfindung einer neuen Waffe dieses Unheil von sich hätten abwehren können, sie wären ihm nur um so schneller erlegen. Denn wie hat sich die Auflösung des römischen Reichs durch die Barbaren vollzogen? Nicht indem die Germanen eines Tages über die Grenze gingen, die Römer besiegten und unterwarfen, sondern man möchte sagen: von innen heraus. Indem die Römer davon abstanden, die kriegerischen Völker im Norden der römischen Civilisation und ihrem Joch zu unterwerfen, diese Völker also in ihrer barbarisch-kriegerischen Urkraft bestehen blieben, schienen sie den Römern mit dieser Eigenschaft ein nützliches Material bieten zu können. War es denn bloß möglich in ewiger Feindschaft und unaufhörlichem Krieg mit ihnen zu leben? Im Gegentheil. Die Germanen fochten ebenso gern einmal um den römischen Sold, wie um die römische Beute. Je mehr die Römer die Künste des Friedens ausbildeten, desto natürlicher schien es, zu Zwecken des Krieges sich dieser in ihrer Barbarei ausschließlich kriegerischen Völkerschaften zu bedienen. Schon Cäsar hatte germanische Reiter; Augustus eine germanische Leibwache. Der Bruder des Armin stand und blieb in römischem Dienst. In ganzen Schaaren, endlich in ganzen Völkerschaften betraten die Germanen das römische Reich nicht als Feinde, sondern als Söldner oder Verbündete. Als die Bürgerkriege ausbrachen, nahmen die Gegenkaiser, um sich untereinander zu bekämpfen, nicht nur die Legionen von den Grenzen fort und

---

sie auch Germanien in ihre Hand bekommen hätten. Auch wäre die zu vertheidigende Grenze so viel kürzer und also günstiger geworden, daß man noch Truppen erspart hätte. — Aber wie auch immer: für die uns beschäftigende Untersuchung ist die Mommsen'sche Auffassung noch günstiger als die andere. Denn, wenn die Römer neben den Germanen die Gallier in ihrem Rücken zu fürchten hatten, so wären diese als römische Unterthanen seit zwei Menschenaltern, auch im Besitz aller römischen Erfindungen gewesen; die Chancen des Kampfes wären also dieselben geblieben wie ohne die supponirten Erfindungen und damit fällt nicht nur der Anreiz, sondern sogar die Möglichkeit für die Römer, durch künstliche Mittel ihre militärische Superiorität zu verstärken.

öffneten diese dadurch den benachbarten Barbaren, sondern sie riefen diese selbst und erklärten sie für ihre guten Freunde, um an ihnen Bundesgenossen zu gewinnen und mit ihrer Hülfe den Thron sei es zu usurpiren, sei es zu behaupten. Erst so an der Hand der Römer selbst in das Land gekommen, haben die Germanen endlich vermocht, sich zu Herren desselben zu machen. Die südlich der Donau angesiedelten Gothen waren es, welche sich empörend, den Kaiser Valens bei Adrianopel überwanden. Der Führer der germanischen Truppen in Rom selbst war Odoaker, der den letzten Kaiser in Rom absetzte und sich an seiner Statt zum Herrscher aufwarf.

Wozu also würden den Römern die neuerfundenen Waffen gedient haben?

Nicht um die Germanen zu bekämpfen, würden die Römer die Muskete benutzt haben, sondern im Gegentheil, sie damit zu bewaffnen.

Welche Periode der römischen Geschichte wir auch wählen mögen, wir finden keinen Punkt, wo wir die Muskete hineinconstruiren und daraus den erwünschten Erfolg ableiten könnten. In den ersten Jahrhunderten haben die Römer nicht das Bedürfniß einer neuen Waffe, da sie den Germanen ohnehin militärisch überlegen sind und die Unterwerfung nur aus politischen Gründen unterbleibt. In demselben Maße, wie später diese Ueberlegenheit schwindet und insofern das Bedürfniß einer neuen künstlichen Waffe hätte auftauchen können, haben sich die beiden Völker einander genähert, wurden sogar die Germanen durch die Römer selbst in das Reich hineingezogen, so daß auch jede Erfindung sofort von dem einen Volke zu dem anderen hätte übergehen müssen.

Sie sehen, v. A., das ganze anscheinend geistreiche Aperçu hat sich in Rauch aufgelöst. Der vermeintliche Zusammenhang mit den Naturwissenschaften existirt nicht. Die Möglichkeit, daß schon die Römer die Steinschloß-Musketen erfunden, gehört nicht zu den denkbaren Voraussetzungen, sondern zu den rein phantastischen; man könnte mit genau derselben Realität supponiren: wenn die Franzosen nur rechtzeitig die Kunst des Fliegens er-

funden hätten, so wären sie bei Sedan nicht gefangen genommen worden. Und endlich selbst wenn die phantastische Möglichkeit, daß die Römer zur Zeit der Völkerwanderung Steinschloß-Musketen gehabt, einmal gesetzt werden soll, so wären sie darum dennoch und nur um so schneller den Germanen erlegen, denn diesen würde durch die römischen Parteien die Erfindung ebenfalls zugeführt worden sein.

Stellen wir nunmehr die wissenschaftliche Auffassung von der Natur der Erfindung der Feuerwaffen der populären gegenüber. Um die Erfindung hervorzubringen, dazu gehört ein durch viele Generationen, ja Jahrhunderte fortwährend dazu anreizendes Bedürfniß. So wenig wie ein Mensch geboren werden kann, ohne eine Mutter dazu, so wenig kann die Erfindung getrennt werden von ihrer Zeit und ihren Bedürfnissen. Nicht als ob, wenn nun die Zeit gekommen ist, die Erfindung vom Himmel fiele. Immer muß erst der Genius erscheinen, der sie erzeugt. Aber man kann nicht die Supposition machen, daß dieser Genius nun auch in einer anderen Epoche der Weltgeschichte hätte erscheinen können und einen anders gearteten Lauf der Geschichte daraus berechnen. Das ist ein Phantasiestück wie die Luftballon-Reise von Amerika nach Europa in sechs Stunden.

Einen sehr schönen positiven Beleg für diesen Satz bietet eine andere große Erfindung, die Dampfmaschine, speciell das Dampfschiff. Man pflegt zu sagen, das Dampfschiff sei erfunden im Jahre 1807 durch Fulton in New-York. Das ist auch richtig; von hier aus hat die moderne Dampfschiffahrt ihren Ausgang genommen. Aber es steht ebenso fest, daß bereits 100 Jahre früher, genau 100 Jahre, im Jahre 1707 ein Professor in Marburg ein Dampfschiff gebaut hat und mit demselben auf der Fulda von Kassel nach Münden gefahren ist. Es war Papin, ein Franzose von Geburt, derselbe, von dem die Erfindung des unseren Hausfrauen bekannten Papinianischen Topfes stammt. Papin soll die Absicht gehabt haben, auf seinem Schiff nach England hinüberzufahren, aber zwei Mächte erhoben sich gegen sein Unternehmen, zwei Mächte, die oft wider einander

streben, wenn sie aber einmal vereinigt, Alles was ihnen zuwider ist, zu zermalmen und auszutilgen im Stande sind: die Regierung und das Volk. Die unergründliche Weisheit der hohen Obrigkeit und die vermeintliche Stimme Gottes, die öffentliche Meinung. Die Obrigkeit verbot Papin die Weiterfahrt und die Weserschiffer fielen über die neue Erfindung her und zerschlugen sie. Arm, hülflos und verzweifelt kehrte Papin nach Marburg zurück.

Wir haben hier also ein Beispiel, daß in der That einmal ein außerordentliches Genie ein Erfindung machte, ehe ihre Zeit gekommen war. Aber eine solche vorzeitige Geburt stirbt ab. Vielleicht war die Construction Papins überhaupt nicht derart, daß man auf diesem Grunde weiterbauen konnte, aber wenn sie es auch gewesen wäre: da die Welt ihr nicht die rechte Liebe, Pflege und Wartung entgegenbrachte, so konnte sie nicht am Leben bleiben. Industrie und Verkehr mußten noch erst mehrere Generationen hindurch wachsen, die Ansprüche der Menschheit an Arbeitsleistung noch gesteigert werden, um das Bedürfniß nach der Unterstützung durch Maschinen, erst stehender, dann auch sich fortbewegender zu wecken.

Der Gang der Entwickelung in der Erfindung der Dampfmaschine ist ganz analog demjenigen der Feuerwaffe. Nicht plötzlich wird die Erfindung gemacht, sondern stufenweise in verschiedenen Absätzen, unter denen drei, die Maschine Watts, das Dampfschiff Fultons und die Lokomotive Stephensons nur die hervorragendsten sind.

An die Erfindung des Dampfschiffs hat man öfter eine ähnliche Betrachtung mit einem „wenn" geknüpft, wie ich es vorhin bezüglich der Römer und der Musketen besprach. Fultons Dampfschiff machte seine erste Fahrt im Jahre 1807, also zu einer Zeit, da Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht stand. Nur England und Rußland hielt sich noch neben ihm aufrecht. Hätte nun, sagt man, Napoleon Scharfblick genug besessen, sich die Fulton'sche Erfindung anzueignen, so hätte er mit einer Dampferflotte in England landen und sich dieses Land unterwerfen können, wie Preußen und Oesterreich, Italien und

Spanien und dann würde ihm auch Rußland nicht haben widerstehen können. Das napoleonische Universalreich wäre vollendet gewesen, wenn irgend einer seiner Seeofficiere den Kaiser auf diese schon bestehende Erfindung aufmerksam gemacht hätte.

Diese Argumentation wäre unanfechtbar, wenn nicht eine Hinterthür offen bliebe, nämlich die, durch welche die Engländer so gut zu den siegbringenden Dampfschiffen hätten gelangen können wie die Franzosen. Eine große Flotte baut sich doch nicht so im Handumdrehen und die Leute, welche sie bemannen und benutzen sollen, wollen erst eingeübt sein. Wie in aller Welt wäre es denkbar, daß die Engländer in den vielen Jahren, die dazu gehören, nicht auch etwas von den Dampfschiffen vernommen, die jenseits des Canals gebaut und probirt worden und sich ihrerseits ebenfalls der neuen Erfindung bemächtigt hätten? So wären die Waffen wieder gleich gewesen. Wohl vermögen die mechanischen Erfindungen einer Nation vor der anderen momentan einen gewissen Vorsprung zu geben; aber dieser Vorsprung ist viel zu klein, als daß große historische Entscheidungen von ihm abhängen könnten. Wird der Unterschied sehr groß, so wird er auch sehr einleuchtend und ist er erst allgemein einleuchtend, so bemühen sich sofort alle rivalisirenden Nationen sich den Vortheil ebenfalls anzueignen.

Es möchte Jemand dagegen einwenden, daß doch 1866 die Preußen die Oesterreicher vermöge des Zündnadelgewehrs besiegt haben. Die Antwort ist, daß auch diese Meinung zu den populären Sagen gehört. Freilich war das Gewehr der Preußen ein besseres als das der Oesterreicher, aber keineswegs so viel besser als gewöhnlich angenommen wird. Dazu wurde der Unterschied einigermaßen wieder ausgeglichen dadurch, daß die Oesterreicher die besseren Geschütze hatten; sie hatten bereits lauter Hinterlader, die Preußen noch nicht. Daß die technisch mechanische Ueberlegenheit aber niemals das Entscheidende sein kann, zeigt sofort der nächste Krieg, der von 1870. In diesem Kriege hatten die Franzosen am Chassepot ein sehr viel besseres Gewehr als die Deutschen und wurden dennoch geschlagen. Welche Factoren auch immer einen Krieg entscheiden, der zufällige Besitz mechanischer

Hülfsmittel kann es niemals sein, weil Nationen, welche sich an moralischen und intellectuellen Kräften gleich sind, sich auch immer annähernd dieselben mechanischen Hülfsmittel verschaffen werden. Läßt ein Volk es einmal daran fehlen, so ist nicht die schlechtere Waffe, sondern die moralische Schlaffheit, die es versäumt sich der bereit stehenden mechanischen Mittel zu bedienen, der wahre Grund der Niederlage. —

Diese letztere Bemerkung leitet uns über zu der Frage, die wir schon einmal berührten: welche thatsächliche Bedeutung denn nun den Erfindungen für die Fortentwickelung der menschlichen Cultur bleibt. Unsere bisherige Betrachtung ist wesentlich darauf gerichtet gewesen, festzustellen, daß die Erfindungen nur unter bestimmten historischen Bedingungen gemacht, von diesen nicht losgelöst und isolirt betrachtet werden können, ferner, daß sie im Kampfe der Völker nicht die Entscheidung zu geben vermögen. Welche positiven Wirkungen sind nun aber den historisch fixirten Erfindungen zuzuschreiben? Wir wollen die Untersuchung an eine dritte große Erfindung, die schon am Anfang genannte Buchdruckerkunst, anknüpfen. Zunächst einige Worte über die Natur dieser Erfindung, welche viel besprochen, viel untersucht und viel bestritten ist. Man glaubte früher, die ursprünglichen Lettern Gutenbergs seien aus Holz geschnitten gewesen und erst später durch gegossene metallne Lettern ersetzt. Die wirkliche Erfindung besteht jedoch gerade in dem Gießen der Lettern. Mit hölzernen Lettern ist es unmöglich ein Buch, ja auch nur eine einzige Seite zu drucken, weil keine menschliche Sorgfalt — und wenn sie es heute vermöchte, gewiß damals nicht — den Lettern die genügende Gleichmäßigkeit zu geben vermag. Sind die Lettern nicht gleich groß, so werden die Zeilen krumm, gerathen bald untereinander und das Gedruckte wird unlesbar. Man kannte vor Gutenberg die Kunst, man hatte sie schon sehr ausgebildet, ganze Seiten in Holz- oder Metallplatten auszuschneiden und so zu drucken. Es gab ganze Zünfte von solchen Druckern, den sogenannten Briefdruckern. Man hat auch wohl schon zu Buchbinder-Zwecken Zusammensetzung hölzerner Lettern gemacht. Der wirkliche Buchdruck aber wurde erst mög-

lich durch Gutenbergs Erfindung der absolut gleichmäßigen gegossenen Lettern. Gutenberg selbst war auch vorher kein Briefdrucker, sondern ein Goldschmied; beschäftigte sich also seinem Gewerbe nach mit dem Gießen und der Behandlung von Metall.

Seiner Erfindung sollen wir nun nach der populären Auffassung unsere geistige Freiheit verdanken. Die Reformation, heißt es, wäre ohne die vorhergehende Buchdruckerkunst unmöglich gewesen. Dieser letztere Satz ist auch nach der wissenschaftlichen Auffassung richtig, und damit wird es auch der erste, sobald man ihm die richtige Fassung giebt. Man muß nicht sagen: es ist die Buchdruckerkunst, der wir unsre geistige Freiheit verdanken, sondern man muß sagen: die Menschheit würde die geistige Freiheit, auf welche unser Jahrhundert stolz ist, nicht haben erreichen können ohne die Buchdruckerkunst. „Nicht ohne" ist etwas anderes als „durch". Goethe und Shakespeare hätten nicht dichten können ohne Luft und Licht, auch nicht ohne Wasser und Brod zu ihrer Nahrung. Aber doch verdanken wir nicht die Goethe'schen und Shakespeare'schen Dramen dem Wasser und Brod, das sie genossen.

Man darf also mit Recht sagen: die Reformation wäre nicht möglich gewesen, hätte wenigstens nicht die weltüberwindende Gewalt erlangen können, ohne die Buchdruckerkunst. Damit ist aber noch nicht Alles gesagt. Die Buchdruckerkunst ist wieder ein Product des unendlich gesteigerten Bedürfnisses der Epoche nach geistiger Nahrung, desselben Strebens nach geistiger Bildung und Freiheit, welches endlich auch zur Reformation führte. Der gar nicht mehr zu befriedigende Begehr nach Büchern war es, der Gutenberg zu seiner Erfindung trieb. Der Geist der Epoche welcher die Reformation hervorbrachte, schuf sich also in der Buchdruckerkunst auch das Werkzeug, dessen er zu seinem Streben bedurfte.

Derselbe Satz, den wir an der Buchdruckerkunst gefunden haben, läßt sich nun auf jede große Erfindung anwenden.

Völlig einleuchtend ist, daß das politische wie sociale Leben Europas nicht die modernen Formen hätte annehmen können, ohne die Dampfmaschinen. Aber die Grundlage dieses Lebens

war bereits gelegt durch die Bildung der Großstaaten und die französische Revolution, als dieses neue Element der Entwicklung, die Verbesserung und Ausbreitung der Dampfmaschinen hinzutrat; ja wie wir sahen, das Bedürfniß dieser schon bestehenden Verhältnisse hat erst der Dampfmaschine zu rechtem Leben verholfen.

Von der Feuerwaffe möchte es scheinen, nach dem, was ich vorhin ausgeführt habe, als ob ich derselben garkeinen tief greifenden Einfluß auf die Umwandlung der politischen und socialen Verhältnisse der europäischen Völker zuerkennen wollte. So ist es aber nicht. Ich habe nur einen weitverbreiteten thatsächlichen Irrthum über die Feuerwaffe berichtigt. Das ist die Datirung des Einflusses dieser Erfindung, die Meinung, daß der Untergang des Ritterthums mit ihr zusammenhänge. Nur in Bezug auf die Ueberwältigung der mittelalterlichen Befestigungen, der Burgen, ist zuzugeben, daß dieselbe durch das Geschütz erleichtert, die Entwicklung also durch dasselbe beschleunigt worden ist. Der Einfluß auf die Schlachten im offenen Felde liegt viel später; er beginnt eigentlich erst im 30jährigen Kriege. Von Gustav Adolf, von Friedrich dem Großen, von der französischen Revolution und Napoleon kann man sagen, daß sie ihre eigenthümliche Ueberlegenheit nicht ohne die Benutzung der Feuerwaffe hätten erlangen können. Wohlverstanden, nicht etwa, daß die genannten Personen und Mächte über eine technisch bessere Waffe — abgesehen von vorübergehenden Momenten — verfügt hätten als ihre Gegner, sondern die Kriegführung, vermöge deren sie ihre Stellung in der Weltgeschichte eingenommen haben, wäre nicht denkbar ohne die Feuerwaffe. Auch alle die politischen und socialen Folgen, welche sich an die Siege dieser Mächte knüpfen, stehen also in Zusammenhang mit der Erfindung der Feuerwaffe, und die Wirkungen dieser Erfindung sind daher so groß wie die irgend einer anderen.

Fassen wir das Gesagte zusammen: es ist falsch zu sagen, daß die Erfindungen die Cultur hevorbringen, sie sind nur die Bedingungen der Cultur und werden ihrerseits selbst durch die Cultur ins Leben gerufen. Cultur und Erfindung stehen in Wechselwirkung mit einander, sie schrauben sich gegenseitig empor.

Man würde zu weit gehen, wenn man etwa die populäre Auffassung umkehren wollte und sagen: die Cultur bringt die Erfindungen hervor. Immer bedarf es des originalen, selbstschöpferischen, durch kein Gesetz causaler Nothwendigkeit gegebenen Genius des Erfinders, um angeregt von dem Bedürfniß des Bestehenden, den Stoff, den ihm seine Zeit und Umgebung darbietet, zu ergreifen und ihn zu einem neuen Instrument der Macht des menschlichen Geistes zu gestalten. Wäre der Geist der europäischen Völker nicht im Stande gewesen, sich unausgesetzt solche neuen Instrumente der Macht und der Cultur zu verschaffen, so hätte die Entwicklung dieser Völker auch nicht die hohe Stufe erreichen können, auf der sie sich jetzt über allen andren Völkern der Erde befinden. Die Nachwelt kann das Andenken der großen Erfinder nicht dankbar und hoch genug ehren. Immer aber bleiben die Erfindungen nur Instrumente der Cultur, der menschliche Geist schafft sie sich als seine unentbehrlichen Hülfsmittel zu seiner eigenen Fortentwicklung, denn das ist Cultur.

Noch ein Wort und ich bin zu Ende.

Ich habe in allem Bisherigen immer nur gesprochen von den Wohlthaten der Erfindungen. Aber es ist der Fluch des Menschengeschlechts, daß die bösen Mächte in ihm auch die Gaben des Segens sofort ergreifen, um sie in Unsegen zu verkehren. Ist doch selbst die Religion eingetreten in die Weltgeschichte mit dem Wort: ich bin nicht gekommen den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Machtmittel sind sie, die Erfindungen, der Herrschaft des Menschen über die Natur. Aber Macht ist ebensowohl Macht zum Bösen, wie zum Guten. Im Dienst der Wahrheit und der Erkenntniß soll die Buchdruckerkunst stehen — täglich sehen wir, wie sie mit Raffinement ausgenutzt wird im Dienste der Lüge. Die Maschine soll den Menschen von der Ueberlast der mechanischen Arbeit befreien — wir sehen, wie sie gleichzeitig die socialen Lebensverhältnisse, nicht nur die patriarchalen, sondern auch die Bedingungen des Familienlebens untergräbt und auflöst. Die furchtbaren Zerstörungsmittel, Pulver und Dynamit haben auch das Verbrechen mit neuen unerhörten

Waffen ausgerüstet, gegen die Staat und Gesellschaft sich kaum zu schützen wissen.

Grade unsere Zeit, welche so gern in übermüthigem Stolze sich ihrer unermeßlichen Fortschritte — und sie sind in der That unermeßlich — rühmt, ist es nothwendig auch an diese Nachtseite ihres Prachtbaues zu erinnern, daß sie nicht pochend auf ihre Leistungen sich einem Optimismus hingiebt, der dem Ernst und der Wahrheit des Daseins nicht entspricht.

Nur da kann die Macht der Erfindung zum reinen Segen werden, wo die ordnende Vernunft der Menschheit, das Gesetz weise und stark genug ist, die neue Macht dem Bösen zu entreißen und sie nicht anders anwenden zu lassen, als im Dienste des Guten.

J. S. Preuß, Berlin W., Kronen-Str. 22.

Delbrück, Hans,

Historische und politische Aufsätze

Bd.: 3

1886